

Joachim Siegerist

Ein buntes Leben

Die schönsten
Kurzgeschichten



Ein buntes Leben

Joachim Siegerist

Joachim Siegerist

Ein buntes Leben

**Die schönsten
Kurzgeschichten**

Joachim Siegerist

Ein buntes Leben

Die schönsten
Kurzgeschichten

Herausgeber:
WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH
Dezember 2022

1. Auflage Dezember 2022

Alle Rechte bei:
WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH
Beethovenstraße 60 – 22083 Hamburg
Telefon: 040 – 298 10 390 – Telefax: 040 – 298 22 240

Druck:
SZ-Druck & Verlagsservice GmbH
Urbacher Straße 10, 53842 Troisdorf

Gestaltung des Umschlags:
Murat Temeltas

ISBN: 978-3-910087-28-6

Inhalt

Widmung	9
Statt einem Vorwort	10
Das waren meine Chefs	11
Die alten Telefonnummern	13
Die letzte Reise	19
Ra Ra Rasputin	22
Ein bayerisches Dirndl im lettischen Dorf	24
Die Einsamkeit nimmt zu	26
Franz und die Kammer	28
Die Deutschen und Corona	30
12 Urnen auf dem Fenstersims	31
Auf der Mauer, auf der Lauer...	33
Gibt es ein Sandmännchen für „verrückte“ Journalisten?	35
Pippi hat einen Bruder	37
Der böse Herr Bozzi	39
Was aus den jungen Konservativen wurde	41
Kann ein Boxer Engel werden?	43
Stumm vor dem Mikrofon	45
Kann eine Kuh Trampolinspringen?	46
Augen zu bei den Fünfen	48

Über dieses Thema spricht man nicht	50
Was zählt mehr?	
Eigenanlagen oder Erbanlagen?	52
Warum sagt das keiner?	54
Die Schöpfung bewahren	55
Eigenes Buch schreiben – Vorsicht!	57
Für mich ist er ein Heiliger	58
Von Musik leben?	59
Die Mama und ihr Klaus	61
Hühnerdieb, Eierdieb	63
Der Herrgott meint es gut mit Deutschland	65
Spitznamen und Buba	67
Wer ist hier wohl der Fanatiker?	69
Das Treffen mit dem Mörder	71
Die Wahrheit zum Thema Wiedervereinigung	73
Was würde Heinrich Hellwege zur AfD sagen?	76
Die verdienen ein Denkmal	78
Unsere lieben Vorurteile	79
Die alten Hemden und die Einsamkeit	81
Lassen Sie mich ein wenig vom Frieden spinnen	83

Ein Märchen wird wahr	86
Murats Fangemeinde	88
Sozialismus wichtiger als die Eltern	90
Auch in Bremen gibt es einen „Trevi-Brunnen“	92
Die Nadel im Heuhaufen	94
Das Geheimnis der alten Wohnung	95
Corona hat auch das Klima umgebracht	97
Die arme Tecke	99
Der erste Urlaub meines Lebens	101
Die Schatzsuche und das Baumhaus	103
Gutenberg ist nicht mehr gefragt	105
Von wegen „Nur-Mutter“	107
So machte es Bauer Petersen	109
Die Schlampe mit dem goldenen Herzen	110
Warum gibt es so viele Selbstmorde?	112
Bei Heidemann brennt's	114
Das war der gute Heini	116
Der Poltergeist und Olga Wolga	118
Wie lange willst „Du“ krank sein?	120
Andrea, Drea Humpel	122
Ein Bus voller Nonnen	124
Madam Plissee – die Faltenreiche	126

Ohne Gott ist's ja so „cool“	127
Claudia Roth und Pippi Langstrumpf	129
Gibt es Geister, Gespenster?	131
Was in Erinnerung blieb	134
Der Kater Putin und meine Anna	136
Mien lütten Schietbüttel	139
Her uff mit deinem Geoma	140
Der böse Nachbar	141
Eine zweite Chance?	142
Der Rotzer	144
Die Kinder-Feindin	145
Die Braut war Kleptomanin	146
Augen zu über Sibirien	147
20 und 65 Jahre paßt das zusammen?	148
Willy Brandt sehe ich heute etwas milder	149
Trotz Parkinson, das Leben ist schön	150
Mit guter Butter und viel Sukade	151
Hexenjagd gegen eine Partei	153
Der Hahn legt Eier	154
Für die SED war Scholz ein „nützlicher Idiot“	155

Widmung

Ich widme dieses Buch meinen großartigen
Mitarbeitern im Hamburger Büro,
ohne die meine Arbeit gar nicht möglich wäre.

Ich bin sicher, daß sie meine Arbeit
fortsetzen können, wenn ich eines Tages nicht
mehr auf dieser Welt bin.

Durch Parkinson leicht angeschlagen – aber
immer noch voll auf der Kommandobrücke.

Joachim Siegerist

Statt einem Vorwort:

Danke Joachim!

Wieder ein Buch von Dir. Darin auch „klassische“ Geschichten. So typisch, daß sie erneut schmunzeln lassen.

Es sind mehr als Geschichten – Lebens-Elixiere!

Eingefangen mitten aus Deinem prallen Kindheits- und Journalisten-Leben. Dabei auch kein Pardon für dich selbst. Wahrheitssuche geht vor, auch wenn es manchmal deftig zu geht.

Du lebst deine Kindheit weiter, wenn auch ohne Bolterwagen und ohne Trampolin springende Kuh.

Das Wort „Lausbüberei“ kommt ja von den „Lob-Jungen“, denen, die zu Gottes Ehre sangen, aber manchmal auch über die Zäune sprangen.

So streust auch Du überall Deine Würze hinein – bis hin in die Weisheit Deines inzwischen hohen Alters.

Danke, Joachim, für die glutvollen Moment- Aufnahmen! Meist enden sie in Deinem Buch mit einen Trompeten-Stoß, der alles zusammenfaßt. Gib ihn noch oft für uns alle!

Das schenke uns der Herrgott, wünscht dein Freund
Pfarrer Winfried Pietrek

Das waren meine Chefs

Glück hatte ich mit meinen Chefs während meiner aktiven Journalisten-Tätigkeit. Karl-Heinz Groß bei der NORDDEUTSCHEN VOLKSZEITUNG in Bremen stellte mich als Volontär ein. Nach wenigen Monaten durfte ich über stadt-bremisches Geschehen berichten. Dafür war eigentlich der junge Graf Baudessin verantwortlich. Aber er paßte so gar nicht in die Redaktion. Einerseits war ich froh darüber, auf der anderen Seite: Graf Baudessin war ein angenehmer Zeitgenosse und auf den Job angewiesen. Aber mit seinem Namen fand er schnell eine neue Anstellung als Redakteur. Schon bald warb mich der WESER KURIER von der NORDDEUTSCHEN VOLKSZEITUNG ab. Als Verstärkung für Polizeireporter Jürgen Bettmann, Journalist mit Leib und Seele und einem unglaublichen Namensgedächtnis. Er konnte sich die Namen von Hunderten Polizisten merken. Das war journalistisches Kapital. Denn natürlich fühlte sich jeder Polizist geschmeichelt, wenn er vom Polizeireporter der großen Bremer Tageszeitung mit Namen angesprochen wurde. Bei Jürgen Bettmann lernte ich viel.

Nach einem Jahr meldete sich Hermann Arens bei mir, Chef der Bremer BILD-Redaktion. Der „dicke Arens“ – wie er nur genannt wurde – suchte einen zweiten Mann.

Vorstellung in Hamburg, der Zentrale. Bei Vollrath von Heintze, Chef der BILD-Nachrichtenredaktion. „Wir nehmen Sie. Aber nicht für Bremen, Sie kommen zu mir: „Mein Gehalt stieg von 1100 auf 2300

Mark, eine Menge Geld Anfang der Siebziger. Von Heintze war ein großartiger Mensch und Chef. Bei ihm lernte ich eigentlich erst richtig, was es heißt, als Journalist zu arbeiten. Der dicke Arens war faul und nahm es mit Abrechnungen im mehr als nur großzügigen Axel-Springer-Verlag nicht so genau. 27 Jahre war ich alt, als mir von Heintze, den wir nur „Benni“ nannten, die Leitung der Bremer Redaktion anvertraute. Ich liebte diesen Job sehr. Hobby und Beruf in einem. Dazu Dienstwagen und ein stattliches Salär. Was wollte ich mehr?

Dann ganz plötzlich eine Wende. Die niedersächsische CDU lieh mich bei Peter Tamm, dem Generalbevollmächtigten des Verlages, für den anstehenden Wahlkampf aus. Mein Ansprechpartner war Ernst Albrecht, der spätere Ministerpräsident. Ich gewann zwar das Vertrauen von Albrecht, verlor aber den Rückhalt von Günther Prinz, dem Chefredakteur von BILD. Er lehnte strikt ab, seine Leute an Politiker auszuleihen und verübelte mir den Weggang. Aus den vorgesehenen 6 Monaten Wahlkampf wurden volle 10 Jahre. Mehrmals wurden mir politische Posten angeboten. Aber ich liebte den Journalismus mehr als jede politische Funktion. Nach 10 Jahren ging ich zu Peter Bachér, dem Chefredakteur der HÖRZU: Mit ihm zu arbeiten, war eine Freude. Menschlich – wie fachlich – einer der großartigsten Menschen in meinem Leben.

Die alten Telefonnummern

Ich blättere mein altes Telefonbuch durch, sehe mir die Namen an und merke dabei, wie viele Telefonnummern durch den Tod hinfällig geworden sind.

Dabei kommen natürlich Erinnerungen hoch.

Uwe Barschel. Ihm ist Unrecht getan worden. Er hat nicht gelogen, war ein anständiger Kerl. Die SPD hatte den Schmuddel-Schreiber Pfeiffer auf ihn angesetzt. Wenn er auch sonst nichts konnte – im Aufbau eines infamen Lügengerüsts war er groß. Ich habe bis heute keinen Zweifel daran, daß Uwe Barschel ermordet wurde.

Die Telefonnummer von Peter Bachér. Großer Chefredakteur – von BILD am SONNTAG und HÖRZU. Er starb im Sommer 2020. Ein halbes Jahr zuvor hatten wir uns zuletzt gesehen. Morgens um 7 Uhr beim Strand-Spaziergang auf Sylt. Von keinem habe ich journalistisch mehr gelernt als von ihm. Er war der letzte große Chefredakteur des Springer-Verlages. Privat waren wir uns auf Capri nähergekommen. Peter Bachér war ein Herr. Er liebte das Leben bis ins hohe Alter von rund neun Jahrzehnten.

Casimir Prinz Wittgenstein. Eine Hellseherin in Afrika hatte ihm ein Alter von 103 Jahren vorhergesagt. Er wurde 93. Er war nicht nur in unserem Kuratorium – er war mir auch ein väterlicher Freund. Oft mußte ich herzlich über ihn lachen. Bei einer Besprechung in seinem Hamburger Haus stand plötzlich einer der Teilnehmer auf, mußte zur Toilette. Der

Prinz: „Hoffentlich pinkelt der nicht in meinen Schirmständer.“ Ein Treffen mit jungen CDU-Mitgliedern. Einer verputzte die meisten Kekse, die von der Haushälterin Frau König auf den Konferenztisch gestellt worden waren. Der Prinz trocken: „Fressen Sie nicht die ganzen Kekse weg. Die anderen wollen auch noch was haben.“

Ich bin selten einem Menschen begegnet, der so sozial eingestellt war wie er. Typisch für ihn: Zur Zeit der schlimmsten Apartheid in Südafrika baute er in seiner südafrikanischen Firma eine Fußballmannschaft aus Farbigen und weißen Spielern auf. Die Regierung traute sich nicht, gegen den wichtigen Mann der Wirtschaft vorzugehen.

Oft erzählte er mir von der Nazizeit. Seinen Bruder hängte die Gestapo auf, tarnte es als Selbstmord. Die Mutter des Prinzen war mit einem jüdischen Industriellen verheiratet. Auf abenteuerliche Weise konnten sie ihn aus dem KZ befreien. Er flüchtete nach England. In der Nazizeit ging man dem Prinzen feige aus dem Wege, wechselte den Bürgersteig, wenn er einem begegnete. Als Prinz Wittgenstein nach 1945 das Monopol auf Zement bekam, wollten die Feiglinge von gestern schon immer seine besten Freunde gewesen sein. Mit dem Adenauer-Bankier Abs verband ihn eine Freundschaft. Abs wurde von den Alliierten inhaftiert. Prinz Wittgenstein holte ihn aus dem Knast. Der CDU in Hessen gefiel die Freundschaft zwischen dem Prinzen und mir nicht. Futterneid. Als der zeitweilige CDU-Innenminister Manfred Kanther ihn bat, „Kein Geld an Siegerist“ zu geben, sagte der Prinz schmunzelnd: „Auf keinen Fall“ – und überwies

den Konservativen 10.000 Euro. Die Nachricht von seinem Tod erfuhr ich in Bangkok. Ich flog sofort nach Deutschland. Um den alten Herrn habe ich sehr getrauert.

Ludek Pachmann. Internationaler Schachgroßmeister und Vorsitzender der Konservativen Aktion. Ein Mann ohne Furcht. Die Kommunisten schlugen ihn in der Haft halb tot. Kaum entlassen und wieder einigermaßen genesen, machte er erneut Front gegen die roten Verbrecher. Problem: Der hochintelligente Schachspieler mit dem Computer-Gehirn war vermutlich durch sein schweres LEBEN zum Choleriker geworden. Das zerstörte irgendwann die Basis einer Zusammenarbeit. Pachmann kannte nur schwarz oder weiß. In der Jugend Kommunist, später überzeugter Konservativer.

Ich war gerade im Innsbrucker Dom als mein Handy klingelte und ich von seinem plötzlichen Tod erfuhr. Ich habe für Ludek gebetet.

Mein lieber Klassenkamerad und Jugendfreund Peter Bartels. Wir waren unzertrennlich. Peter kämpfte einen langen Kampf gegen den Krebs. Oft lachten wir über unsere Kinder-Phantasien. Mit einem selbstgebastelten Floß wollten wir nach Amerika schippern. Statt in New York endete unsere Weltreise im Bremer Industriehafen. Die Wasserschutzpolizei stoppte die Reise. Mühsam schleppten wir unser klappriges Floß – aus alten Fenstern und Feuerholz gebaut – wieder zurück in den Garten unseres kleinen Reihenhäuschens in der Bremer Finkenau.

Wir suchten nach einem großen Schatz, fanden aber nur Schrott. Wir bauten uns eine Strickleiter. Die zerriß beim ersten Versuch, und wir radelten mit unseren Fahrrädern von Bremen rund 50 Kilometer bis Bremerhaven und rauchten die geklauten Zigarren seines Vaters, die der als Steward von der Bremen mitgenommen hatte – bis uns schlecht wurde und grün im Gesicht.

Seine Kindheit war nicht schön. Vater und Mutter – beide tranken. Ich hatte davon als Kind keine Ahnung. Später sagte er mir: „Manchmal wollte ich mit dir darüber sprechen. Aber ich traute mich nicht, wollte auch nicht schlecht über meine Eltern reden.“

Zu Peters Beisetzung kamen viele Arbeitskollegen. Der Pfarrer erwähnte in der Predigt auch die geplatzte Reise per Floß nach Amerika.

Ich finde noch viele Namen in meinem alten Telefonbuch. Diese Nummern machen mir eins klar: Ich muß dankbar sein, daß ich mit 74 Jahren noch so fit bin und arbeiten kann.

Die gute, alte D-Mark und eine Schatzkiste

Das war lange überfällig. Ich mußte Kleidungsstücke aussortieren, die seit 20 Jahren im Kleiderschrank hingen. Ein blaues Jackett gehörte vor Jahren zu meinen liebsten Jacketts. Zu schade für unsere Kleider-Sammlung, die nach Lettland geht? Blödsinn. Das Jackett war inzwischen zwei Nummern zu klein geworden. Ich nahm es vom Kleiderbügel und faßte in die Taschen. Ein 10-Mark-Schein und ein Markstück. Dabei fiel mir ein, daß ich diese Jacke zuletzt auf Capri getragen hatte. Und da sind sie wieder, die Erinnerungen. Erinnerungen an die D-Mark-Zeiten und an den schönsten Platz der Welt, an Capri. Ich laß mir das von niemandem ausreden. Die Abschaffung der D-Mark war ein schwerer Fehler, der durch politische Erpressung zustande gekommen war. Der Preis für die Wiedervereinigung, den die Franzosen forderten.

Der Euro ist genauso gut wie die D-Mark. Wer glaubte nur an diesen Unsinn? Eine glatte Lüge. Wer weiß, wo wir mit dem Euro noch landen. Eine stetige kleine Inflation läßt grüßen.

Reden wir von schöneren Dingen. Capri. Ich vergleiche die kleine Insel immer mit einer geöffneten Schatzkiste. Es blinkt und funkelt. Wo soll ich zuerst hinsehen? Die Insel der Reichen und Schönen. So wird sie genannt. Wie oberflächlich. Es ist richtig, daß die kleine Insel im Golf von Neapel Reiche und Schöne und solche, die sich dafür ausgeben oder halten, wie ein Magnet anzieht. Aber damit wird Capri eher beleidigt. Eine traumhaft schöne Natur, der

Vesuv in Sichtnähe, kleine Gassen wie aus Bilderbüchern, blühende Gärten. Bei der Erschaffung Capris haben die römischen Götter in die Farbeimer gegriffen. Der römische Kaiser Tiberius war so vernarrt in die Insel, daß er von dort aus das ganze römische Weltreich regierte. Capri war ihm wichtiger als Rom. Es ist richtig, daß die Insel auf bestimmten Wegen und zu bestimmten Zeiten überfüllt ist. Wer aber nicht so bekannte Wege wählt, der findet sogar noch einsame Gegenden. Mit dem Paddelboot die Insel umrunden. Das hab ich gemacht. Und dabei gemerkt, daß es nicht nur die überfüllte Blaue Grotte gibt. Es gibt eine Vielzahl weniger bekannter Grotten, die auch wunderschön sind.

Capri. Da komme ich ins Schwärmen. Wenn wir die Schnauze voll hatten vom Job zu reden, dann gab es für Peter Bachér, den HÖRZU-Chef und mich immer ein Thema. Capri. Wir teilten diese Leidenschaft.

Die letzte Reise

Bei einigen Menschen läßt sich kaum glauben, daß auch sie eines Tages sterben. Mir kam das so bei zwei Freunden vor. Der eine: Casimir Prinz Wittgenstein und Peter Bachér, der große Journalist. Beide wurden 93 Jahre alt – und ich konnte es kaum glauben, daß ihr Leben zu Ende war. Beide waren in ihrem hohen Alter noch so fit wie junge Menschen, von kleinen körperlichen Gebrechen abgesehen. Wichtiger war bei beiden der Geist. Jung und „unverbraucht“.

Nur in der Vergangenheit leben – das war beim Prinzen und bei Peter Bachér nicht der Fall. Sie lebten so, als hätten sie noch eine lange Wegstrecke auf dieser Erde vor sich. Prinz Wittgenstein rief mich jeden Morgen an, ließ sich über die politische Lage Bericht erstatten. „Sie haben mich überredet, bei Ihnen mitzumachen. Jetzt müssen Sie mich auch ertragen“ – sagte er lachend. Der Prinz half finanziell und durch klugen Rat. Alfred Dregger schickte ihn ins Europa-Parlament. Als er erfuhr, daß er dort nach einigen Jahren Zugehörigkeit Rentenansprüche bekommen sollte, legte er das Mandat nieder: „Ich will doch nicht von der Politik leben“, sagte er zur Begründung.

Eine Zigeunerin hatte ihm im Alter von etwa 70 Jahren geweissagt: „Sie werden 103 Jahre alt“. Es wurden 10 Jahre weniger. Ich war in Bangkok als mich seine Frau anrief und mir sagte, daß ihr Mann in der Nacht gestorben war. Ich schäme mich nicht, zu sagen, daß ich um meinen guten, alten Freund Tränen vergossen habe.

Peter Bachér war mein Chef bei der HÖRZU. Leben und leben lassen – das war sein Motto. Aber Leistung, die war dafür die Grundvoraussetzung. Der gutmütige und weich wirkende Chef war knallhart, wenn es um Texte ging. Da mußte jedes Wort sitzen, jedes Satzzeichen. Bei einem gemeinsamen Urlaub auf Capri waren wir uns menschlich näher gekommen. Wir hatten uns dort 1974 zufällig getroffen.

Es war die goldene Zeit des Journalismus. Traumaufgaben und ein hohes Anzeigenaufkommen. Reportagen-Reisen in die ganze Welt waren normal. Die Kosten spielten keine Rolle. Hauptsache es wurde eine gute Reportage. Heute unvorstellbar – ich reise 6 Wochen mit einem Fotografen und einem Professor für thailändische Geschichte und Kultur nach Bangkok – um über die Arbeit des Königs und seiner vom Volk verehrten Tochter Sirindhorn zu berichten. Mit Flügen, Hotel, Personalkosten und anderen Ausgaben kamen wir auf über 30.000 Mark Kosten. „Macht nichts“, sagte Peter Bachér. „Das wird eine mehrteilige Serie. Die Leser werden es verschlingen.“

HÖRZU hatte über 4 Millionen verkaufte Auflage. Davon träumt heute jedes Blatt. Statt Recherchen vor Ort, muß heute das Internet herhalten. Einer schreibt vom anderen ab. Das macht den Journalismus langweiliger. Hinzu kommt, daß sich mehr und mehr Gesinnungs-Schreiberei eingeschlichen hat, früher eine journalistische Todsünde. Peter Bachér: „Nachricht ist Nachricht – Kommentar ist Kommentar.“

Kurz vor seinem Tod schickte ich meinem alten Chef Blumen. Er sah sie noch und freute sich sehr – schrieb

mir die Tochter. Peter Bachér hat die ganze Welt bereist. Am Tage seines 93t. Geburtstages trat er seine letzte Reise an – sagt die Tochter – direkt in den „Himmel“.

Ra Ra Rasputin

Vor dieser Katze fürchten sich die Hunde der Beethovenstraße in Hamburg – dort, wo wir unser Büro haben.

Ein kleiner Tiger. Wehe dem armen Hund, der ohne Frauchen oder Herrchen allein spazieren geht. Rasputin stürmt fauchend auf ihn los und wischt ihm einige kräftige Hiebe über die Schnauze. Wehe dem Hund, der sich versucht zu wehren! Mit einem Satz ist sie auf seinem Rücken und zieht ihm kräftige Schrammer über die empfindliche Hundennase. Rasputin haben wir die fauchende, kleine Kampfmaschine genannt. Keiner weiß, wem Rasputin gehört. Bei uns im Büro ist er Stammgast, wird gefüttert. Und seltsam – bekommen wir Besuch von Freunden, die einen Hund dabei haben – Rasputin weiß, sich zu benehmen. Er sieht den Hund zwar voller Verachtung an, läßt ihn aber in Ruhe. Im Juni des vergangenen Jahres war Rasputin plötzlich verschwunden. Es dauerte vier Wochen – da tauchte er wieder auf. Zerfleddert, zerzaust und abgemagert. Wo er war? Wir kamen nie dahinter.

„Rasputin muß so um die acht Jahre alt sein“, sagt die Tierärztin aus unserer Nachbarschaft, die ihm Schutzimpfungen gibt.

Seine Kampfeslust hat aber nicht nachgelassen. Rasputin ist und bleibt der Schrecken aller Hunde, die je ihre vier Pfoten in die Hamburger Beethovenstraße setzen. Hinten, im Garten unseres Büros, haben wir für Rasputin ein kleines Katzenhäuschen hingestellt.

Gut gepolstert und im Winter mit einem Schafspelz. Seitdem Rasputin bei uns als Untermieter logiert, haben wir keine Mäuse mehr. Eine Nachbarin hat sich einen kleinen Dackel-Welpen gekauft. Rasputin ignoriert ihn konsequent nach dem Motto: „Das ist doch kein Gegner“.

Ein bayerisches Dirndl im lettischen Dorf

Mir ist es völlig egal, ob die Bekleidung ein Jahr aus der Mode ist. Für mich und die Mitarbeiter in unserem lettischen Sorgenbüro ist die nagelneue Bekleidung einer großen Textilfabrik aus Süddeutschland so etwas wie ein Geschenk des Himmels. Einmal pro Jahr schickt uns die Firma all die Bekleidung, die raus muß. Das neue Sortiment kommt ins Lager. Die beste Bekleidung für Kinder, Frauen und Männer. Ich glaube, es gibt keine andere Stelle, wo so gute Bekleidung kostenlos an Bedürftige abgegeben wird.

In den Tagen nach der Verteilung der Bekleidung ist in dem kleinen lettischen Ort Stalgene, wo wir unser Sorgenbüro haben, immer auf der Straße Modenschau. Stolz gehen etliche Letten dann mit ihren neuen Sachen spazieren – und manchmal sieht es lustig aus, wenn einzelne Frauen ein bayerisches Dirndl auf lettischen Dorfstraßen tragen. Für die Kinder sind bayerische Lederhosen wie in meiner eigenen Kindheit. Das sind für Jungs im Sommer die besten Hosen, die man sich nur vorstellen kann.

Speziell für Konfirmationen und Kommunionen ist Kleidung dabei. Die Kinder aus meist armen Familien sind wunderschön gekleidet.

Selbst für den örtlichen Gesangverein ist Kleidung dabei. Gelbe Blusen und Hemden – plus blaue Hosen und Röcke. Es sieht schön aus, wenn der aus etwa 60 Personen bestehende Chor seine Auftritte hat.

Auch total überdrehte Kleidung fehlt nicht. Produziert für deutsche Theater. Solche Kleidung geht an den deutschen Kulturverein, der eine Laienspiel-Gruppe hat.

Weißer Bekleidung für Pflege-Personal ist dabei. Ideal für die Mitarbeiterinnen im Altenheim und in der von uns unterstützten einzigen Arzt-Praxis in der ganzen Gegend.

Dazu kommen dann noch die vielen, vielen Hilfspakete unserer Freunde und Förderer aus Deutschland.

Ich sage das mit Stolz: Unser Sorgenbüro in Lettland kann sich wirklich sehen lassen. Es macht das schwere Leben vieler Menschen in Lettland ein ganzes Stück besser.

Die Einsamkeit nimmt zu

Als erstes kommt jeden Morgen die Post an die Reihe. Der gute Dittrich Stellmacher (93) holt sie aus unserem Postfach und bringt sie ins Büro. Die Uhr läßt sich danach stellen. Genau um 9 Uhr steht er bei uns vor der Bürotür. Das Lesen und Beantworten jedes Briefes zählt für mich zu den wichtigsten Arbeiten am Tag. Wer keine Zeit dafür aufbringt oder die Briefe von Assistenten beantworten läßt, der verliert leicht die Bodenhaftung.

Außerdem wenn Sie täglich um die 50 bis 100 Briefe lesen und beantworten – eine bessere Meinungsforschung kann es kaum geben. Sehr wichtig sind häufig die Briefe von älteren Freunden. Da spürt man die Lebenserfahrung. Ältere Menschen, die sich geistig fit gehalten haben, sind oft wandelnde Geschichtsbücher. Ich bekomme Briefe von jüdischen Mitbürgern. Meist aus Sorge vor dem wiedererwachenden Judentum – meist von islamischer Seite. Jüdische Mitbürger wissen alles über die „Toleranz“ des Islam. Nur vereinzelt auch Klagen über rechtsextreme Spinner. Es gibt auch Briefe von ehemaligen Mitgliedern der NSDAP. Die haben die Schnauze von der NS-Ideologie voll. In jungen Jahren waren sie glühende Hitler-Anhänger. Das Ergebnis seiner Politik sahen sie 1945. Mißbrauchte Jugend für einen Wahnsinn.

Die Angst vor einer Machtübernahme der SPD mit Linken und Grünen ist sehr häufig in den Briefen zu spüren.

Würden wir nach den unbeliebtesten Politikern der Nation fragen – mit Sicherheit käme diese Antwort: Claudia Roth, der Name des bayerischen Waldschrats und sicherlich auch noch einmal Trittin.

Briefe, die sich mit Angela Merkel beschäftigen – zweigeteilt. Anhänger und Kritiker etwa gleich. Sehr oft wird die Verhetzung der AfD beklagt. Bei den Konservativen gibt es kein Verständnis, auf der einen Seite die Mauermörder-Nachfolgepartei hochzujubeln und die AfD zu verdammen. Auch Briefe, die aus Einsamkeit geschrieben werden, sind häufig dabei. Ehepartner gestorben, Kinder führen ihr eigenes Leben. Freunde sind weggestorben. Bei der Beantwortung solcher Briefe gebe ich mir besondere Mühe. Wenn es die Zeit zulässt, rufe ich solche Briefschreiber an oder schicke Blumen. Aber die Einsamkeits-Briefe der Älteren machen traurig. Ich bin Jahrgang 1947, habe die 70 deutlich überschritten. Erste Freunde und Klassenkameraden sind schon im Jenseits. Ich habe meine Arbeit, der ich mit Freude und großer Hingabe nachgehe. Aber ohne Aufgabe – und dann allein? Traurig. Das Thema Einsamkeit wird zunehmen. Ich werde mehr Einsamkeits-Briefe bekommen als Klimawandel-Post.

Franz und die Kammer

Franz Kittel war ein Original. Mitglied der CDU im Bremer Westen – und das wohl wichtigste in seinem Leben – Mitglied des Vorstandes der Bremer Arbeiterkammer. Christlich-soziales Feigenblatt in einem DGB-orientierten, sozialistischen Land. Wie stolz war er auf die Kammer, wenn von Franz Kittel die Rede war, hieß es sofort **ich** und die Kammer. Problem. Franz Kittel war – sagen wir es milde – nicht der Hellste. Er selbst hielt sich für eine Art Spitzenpolitiker. **Ich** und die Kammer. Keiner verstand es besser, die CDU-Mitgliederversammlung mehr zu nerven als Franz Kittel. Klein, rundlich, rote Säufernase und die Hände beschwörend gen Himmel gehoben, nervte er die Leute mit den unsinnigsten Vorschlägen. Ich selber hielt von der Arbeiterkammer gar nichts. Eine Art Arbeitnehmer-Parlament mit Zwangsmitgliedschaft. Außer in Bremen gibt es solch eine Einrichtung nur im Saarland.

Ich war für Franz Kittel ein rotes Tuch. Bei einer Mitgliederversammlung ging er mir dermaßen auf die Nerven, daß es mir aus vollem Herzen rausrutschte: „Franz, halt endlich Dein Maul.“ „Als Mitglied der Kammer muß ich mir das nicht gefallen lassen“, kam die Antwort.

Franz Kittel wurde über 80 Jahre alt. Eine Nervensäge blieb er bis zum Schluß. Wochen nach seinem Tod machte Franz erneut auf sich aufmerksam. Im Keller seines Hauses in der Krummen Reihe in Bremen Oslebshausen gab es explosions-ähnliche Geräusche. Der Nachmieter traute sich zunächst nicht in den Kel-

ler. Als die Explosionen aber nicht nachließen, ging er doch runter. Der ganze Raum vollgespritzt mit eingemachten Kirschen und Birnen. Die von Franz Kittel in Weckgläser eingemachten Früchte waren gegoren und explodierten mit lautem Knall.

Auf einer CDU-Veranstaltung wurde darüber gesprochen, und der gute Franz stand so noch einmal im Mittelpunkt. **Ich** und die Kammer. Es hätte ihm ganz sicher gefallen.

Die Deutschen und Corona

In wenigen Wochen haben sich die Werte verschoben. Vor allem bei jungen Leuten. Fernurlaub, Partys, teure Klamotte, ohne Angst vor der Zukunft. Und dann kam Corona. Mundschutz, Desinfektion, Abstand halten, Restaurant und Bars geschlossen. Die Regierung mußte nicht einmal groß drücken. Die Deutschen verhielten sich im internationalen Vergleich wie Musterknaben. Die Zahl der Toten war trotzdem noch hoch. Aber es wäre ohne die Disziplin von uns Deutschen noch viel, viel schlimmer gekommen.

Dagegen Brasilien, Italien oder die USA. Geradezu abenteuerlich verantwortungslos.

Corona hat uns allen gezeigt, wie wichtig es ist gesund zu bleiben. Auch hat das Corona gezeigt – wir können zwar zum Mond fliegen und irgendwann im Reagenzglas künstliches Leben erzeugen – aber gegen das kleine Killer-Virus Corona sind wir doch ziemlich machtlos. Corona hat die Gesundheit zerstört. Corona hat die Weltwirtschaft erschüttert, Corona hat getötet, Angst verbreitet und viele, viele Existenzen zerstört.

Es wird noch Jahre dauern, bis alle Corona-Schäden ausgebessert sind. Ich befürchte, daß es nicht mehr so wird, wie es war.

12 Urnen auf dem Fenstersims

Egal wie man unter die Erde kommt? Von wegen. Ältere Freunde unseres Verbandes melden sich häufig bei uns – mit der Bitte, darauf zu achten, daß ihr letzter Wunsch erfüllt wird. Manche verwitwet und kinderlos – andere haben Kinder, glauben aber nicht, daß die Verständnis für den letzten Wunsch aufbringen. Ein alter Herr aus Hamburg möchte im Sarg mit schwarz-rot-goldener Fahne zur letzten Ruhe gebettet werden – und es soll das Lied gesungen werden: „Ich hat einen Kameraden.“

Eine alte Berlinerin bat mich: „Können Sie dafür sorgen, daß nach meinem Tod mein Sennenhund in mein Grab kommt?“

Das Tier war im Alter der treueste Freund und Begleiter. Aber es ist verboten, Tiere im Grab für Menschen beizusetzen. Friedrich der Große hatte da keine Probleme. Seine zwei Windhunde nahm er mit ins Grab. Auch meine Mutter liebte ihre Berner Sennenhündin Anja. Anja starb drei Jahre nach dem Tod meiner Mutter. Ich ließ Anja verbrennen. Wo die Urne geblieben ist? Das sage ich nicht.

Einen besonderen Wunsch hatte meine liebe Buchhalterin Fanny Kaplan aus Riga. Jüdischer Abstammung. Als Kind mit der Familie von Stalin an den Polarkreis deportiert. Fanny bestand auf einer Trauerfeier in einer christlichen Kapelle. Es war ein ans Herz gehendes Bild: Fanny im offenen Sarg vor einem großen Kreuz.

Manchmal besuche ich Fannys Grab in Riga. Juden legen Steine auf die Gräber. Das finde ich trostlos. Ich stelle auf Fannys Grab immer einen Strauß gelber Rosen, die sie so gern hatte.

Keinerlei Hoffnung machen konnte ich einer älteren Dame, die gern sitzend in ihrem Ohrensessel beigesetzt werden wollte. Eine Sorge haben viele. Das Grab wird nicht gepflegt. Einer der Hauptgründe, warum sich immer mehr Menschen in anonymen Urnengräbern „auf der grünen Wiese“ beisetzen lassen. Das wäre ganz und gar nichts für die Mama meines italienischen Freundes Antonio gewesen. Sie bestand auf einer Gruft, die im Sonnenlicht stehen muß. „Ich will doch nicht immer nur im Schatten liegen.“ Mamas Wunsch wurde respektiert. Im süditalienischen Potenza hat sie ein prächtiges letztes Haus auf dem Friedhof – in der Sonne.

Ein besonderes Verhältnis zu Verblichenen hatte meine frühere Buchhalterin Rosa. Auf dem Fenstersims ihres Hauses in Ritterhude bei Bremen stehen 12 schwarze Urnen. In jeder Urne die Asche einer ihrer gestorbenen Katzen. Es gibt schon seltsame Gebräuche im Umgang mit Verstorbenen.

Auf der Mauer, auf der Lauer...

Meine erste Nacht in Lettland werde ich nicht vergessen. Da bin ich sicher. Hotel Riga, ein gräßlicher Kasten. Bau aus der Sowjetzeit. Anfang der Neunziger war das. Düster, dunkle Gardinen. Alle zugezogen. Unfreundliches Personal. Das lieblos zubereitete Frühstück war erbärmlich. Aber das alles war noch zu ertragen. So war es ja überall in der Sowjetunion. Auch in der „DDR“ war es nicht besser. Nach einem anstrengenden Tag ging ich übermüdet schlafen. Das Aufwachen war bitter. Gegen Mitternacht schaltete ich die Nachttischlampe ein. Kleine, dunkle Krabbeltiere im Bett sausten davon. Wanzen!

Erst jetzt bemerkte ich ein gräßliches Jucken am ganzen Körper. Dutzende von lilafarbenen Beulen am ganzen Körper. Wanzenbisse. „Das ist normal“ – sagte das Fräulein von der Rezeption.

Ich duschte noch – und den Rest der Nacht verbrachte ich in meinem Auto. Parkplatz statt Federbett mit Wanzen.

Bei meinem zweiten Besuch in Lettland war ich gerüstet, fast 1 Kilo Insektenpulver in meinem Gepäck. Damit nebelte ich das ganze Zimmer ein. Es stank fürchterlich – aber wirkte. Der Hotel-Manager versprach mir, dafür zu sorgen, daß die Zimmer künftig „wanzenfrei“ sind – was auch doppeldeutig zu verstehen war. Echte Wanzen und Abhörwanzen, die während der Sowjetzeit überall eingebaut waren.

Jahre später konnte ich darüber lachen. Wanzen sind aber alles andere als spaßig. Sie können schwere Krankheiten auslösen, die nicht selten tödlich enden.

Alarmierend: Wanzen sind auf dem Vormarsch, begünstigt durch mangelnde Hygiene in ärmeren Ländern. In der Nachkriegszeit waren Wanzen auch bei uns in Deutschland verbreitet. Es gab sogar ein Wanzen-Kinderlied: „Auf der Mauer, auf der Lauer sitzt ne kleine Wanze. Sieh dir mal die Wanze an“

Es kribbelt noch jetzt am ganzen Körper, wenn ich an die erste Nacht in Lettland denke.

Gibt es ein Sandmännchen für „verrückte“ Journalisten?

Können Sie gut schlafen – vielleicht so 7 bis 8 Stunden jede Nacht? Dann müssen Sie froh und zufrieden sein. Ich habe da so meine Probleme. Im Klartext – ich leide an Schlafstörungen. Es gibt keine Nacht, in der ich durchschlafen kann. Es hängt mit der aufreibenden Tätigkeit zusammen. Ich kann das Dauer-Denken in meinem Schädel nicht abstellen. Für eine wichtige Aktion muß Geld beschafft werden. Kampf gegen die Grünen und Linken. Flugblätter, Rundbriefe, Zeitungsanzeigen. Dazu die tägliche Arbeit. Bis zu 100 Briefe am Tag, Gespräche im Büro am Telefon. Verstehen Sie mich richtig. Ich jammere nicht, weil ich diese Arbeit ja liebe, aufgebaut und mir freiwillig ausgesucht habe. Ich würde ohne die Arbeit bei den Konservativen unglücklich sein. Es ist eine großartige Sache, wenn man für seine politischen Ideale arbeiten kann und obendrein die Möglichkeit hat, Menschen in Not zu helfen. In Deutschland, weltweit. Ich lege wert darauf, daß wir erst in Not geratenen Menschen helfen. Bei den Auslands-Projekten ist mir wichtig, daß sie unter deutscher Leitung stehen. Im Spendengeschäft gibt es zu viele schwarze Schafe. Ich möchte über jeden Euro, der im Ausland ausgegeben wird, informiert sein.

Das alles dreht sich wie ein Mühlrad in meinem Kopf. Zur Ruhe komme ich, wenn ich in den Bergen Urlaub mache. Am liebsten an der Zugspitze. Nach drei Tagen kann ich ruhig und durchgehend schlafen. Die Berge sind meine Schlaftablette.

Mit meinen Schlafstörungen stehe ich nicht allein da. Ich habe Literatur über dieses Problem durchforstet und dabei folgendes herausbekommen:

Von 100 Deutschen haben 6 Schlafstörungen. Die Gründe: Stress bei der Arbeit oder im Privatleben, Koffein, Alkohol, Drogen, Schichtarbeit, Persönlichkeitseigenschaften wie Perfektionismus.

Ich vermute, daß bei mir der Hang zum Perfektionismus eine große Rolle spielt. Ich kann zum Beispiel keine Briefe „so nebenbei“ schreiben und trotz jahrzehntelanger Berufserfahrung auch keinen Artikel. Wer mir schreibt, der hat ein Recht darauf, daß ich erst einmal gründlich nachdenke, bevor ich formuliere. Und meine Bücher, meine Zeitungsanzeigen oder Rundbriefe? Natürlich geht mit erworbener Routine alles ein wenig schneller – aber ohne langes Nachdenken schreibe ich keine Zeile. Von jedem Handwerker verlangen wir präzise Arbeit. Bevor ein Haus gebaut wird, plant der Architekt. Ich wünsche mir mehr Berufskollegen, die ihren Job ernster nehmen und erst gründlich überlegen, bevor sie schreiben. Wissen Sie, wovon ich manchmal träume? Schlicht und „bescheiden“ von 7 Stunden festem Schlaf. Vielleicht gibt es ja auch ein Sandmännchen für „verrückte“ Journalisten.

Pippi hat einen Bruder

Das wäre eine echte Bombe im Kinderbuch-Handel: Pippi Langstrumpf hat einen Bruder. Auch er hat feuerrote Haare und Sommersprossen. Auch er trägt den Familiennamen Langstrumpf. Gleicher Vater wie Pippi. Negerkönig in Taka Tuka Land. So stark wie Pippi ist er nicht. Er ist ein ganz normaler Junge und heißt Pom Pom. Pom Pom kann zaubern. Ja, wirklich – so richtig zaubern wie Harry Potter. Dabei hilft ihm eine gute Fee. Er hatte ihr einmal im Wald geholfen, als sie von einer Eule in ihr Nest getragen wurde. Gegen Eulen sind manche Feen machtlos. Feen sind nur daumengroß. Vermutlich wäre sie von der Eule gefressen worden, wenn Pom Pom sie nicht aus dem Eulennest befreit hätte. Seine Zauberkraft wirkt aber immer nur für 6 Stunden. Einmal hat er die Villa Kunterbunt, in der Pippi wohnt und dort einen Koffer voller Goldstücke aufbewahrt, in ein kleines Schloß verwandelt. So richtig mit Zinnen und Türmchen. Das sprach sich in der kleinen, kleinen Stadt herum wie ein Lauffeuer.

Alle aus der kleinen, kleinen Stadt kamen angelaufen, um das Schloß zu bewundern. Pippi war in die Krone der alten Eiche gestiegen, und von dort oben rief sie den vielen, vielen Menschen zu: „Das hat mein Bruder Pom Pom gemacht. Der kann zaubern.“ Da sagte es Plopp – und plötzlich war das Schloß verschwunden, und die rumpelig aussehende Villa Kunterbunt stand wieder auf ihrem alten Platz.

Der Bürgermeister der kleinen, kleinen Stadt war traurig. Warum? In die kleine, kleine Stadt verirrte

sich kein Fremder, kein Tourist. Mit einem Schloß wäre das anders gewesen. Sogar eine Prinzessin und einen echten Prinzen hätte man ja gehabt. Pippi und Pom Pom waren ja die Kinder von ihrem Vater, dem König von Taka Tuka Land. Schon aus Neugierde wären viele Menschen gekommen. Wann sieht man schon zwei rothaarig-sommersprossige aus dem Hochadel! Hochzeiten hätte man in dem Schloß feiern können, Ausstellungen ins Leben gerufen. Und ich bin sicher: Für besonders gute Gäste hätte Pom Pom gezaubert – und Pippi hätte die schwersten Gewichte und ihr Pferd hochgehoben. Schließlich ist sie ja das stärkste Mädchen der Welt. Eintritt mußte schon bezahlt werden. So ein Schloß in Schuß zu halten – das kostet eine Menge. Der Bürgermeister hätte plötzlich Steuereinnahmen gehabt und könnte endlich ein Schwimmbad bauen. Die kleine, kleine Stadt wäre zwar eine kleine, kleine Stadt geblieben. Aber sie wäre bald zu einer kleinen, kleinen und vor allem feinen Stadt geworden. Vermutlich hätte es auch zu einem neuen Spritzenauto bei der Freiwilligen Feuerwehr gereicht und vor allem zu einem prächtigen Bürgermeister-Schreibtisch. Was sein muß, muß sein. Und auf jeden anständigen Bürgermeister-Schreibtisch gehört eine Glocke. Läuten, wenn die Stadtväter sich laut streiten, am Anfang und am Ende jeder Sitzung.

Aber das alles sind nur Träume. Pippi hat keinen Bruder und es gab auch kein Zauberschloß. Nur kleine von Eulen bedrohte Feen – die gibt es wirklich.

Der böse Herr Bozzi

Wir nannten ihn Herr Bozzi, klauten den Namen ganz einfach aus dem Film „Der Hund, der Herr Bozzi hieß“: Herr Bozzi war ein giftiger, kleiner Straßenköter aus der Finkenau in Bremen. Sein Lebensinhalt bestand im Erschrecken von Kindern und vom Pinkeln in fremde Vorgärten. Welche Rasse? Herr Bozzi war ein buntes Gemisch – Richtung Teddy-Pudel-Doggen-Spitz.

Und giftig war er wie ein Fliegenpilz. Herr Bozzi postierte sich immer gleich hinter der zur Straße führenden Hecke. Kam ein Fußgänger, sauste er kläffend und knurrend hinter dem Zaun hervor. Er biß zwar nicht, umrundete sein Opfer aber mit gefletschten Zähnen und sprang an den Beinen hoch. Für alte Leute nicht ungefährlich. Aber darum scherte sich die Besitzerin nicht, eine ehemalige Krankenschwester. „Joachim, wir müssen uns etwas einfallen lassen, dem blöden Köter eine verpassen.“ Wir überlegten nicht lange. Wir lockten Herrn Bozzi an, kippten ihm ein Tintenfaß über das weiß-graue Fell und bestäubten ihn mit „Furz-Spray“, das wir in einer Drogerie beschafft hatten. „Das Furz-Spray“ wirkt mindestens 8 Stunden, versicherte der Drogist.

Die Prozedur mit dem Furz-Spray machten wir täglich eine Woche. Schließlich hatte Herr Bozzis Frauchen kapiert, daß Herr Bozzi nicht mehr als der Schrecken der Straße akzeptiert wurde. Die Tinte trug wohl kaum dazu bei. Aber ein das ganze Wohnzimmer mit der Luft verpestetes Furz-Spray Die kleinen

Reihenhäuser hatten auch einen Garten zum Hof. Da bekam Herr Bozzi eine kleine Hütte.

Herr Bozzi wurde stattliche 16 Jahre alt. Sen Frauchen trauerte um Herrn Bozzi. „Er war doch so ein liebes Tier.“

Was aus den jungen Konservativen wurde

Sie wurden als junge Leute oft beschimpft. „Rechte“ oder sogar „Nazi“. Die Mitglieder der Konservativen Jugend Deutschlands. Wenn ich mir aber ansehe, was aus diesen Jungen Leuten geworden ist – dann kann die Gesellschaft, in der sie sich befanden, nicht so schlecht gewesen sein. Michael Stange, Vorsitzender der Jugendgruppe, wurde Chefreporter der BILD-Zeitung und später Chefredakteur bei mehreren Frauenzeitschriften. Ein anderer katholischer Pfarrer. Detlef Huber, der Ärger mit den Lehrern bekam, weil er auf dem Schulhof Flugblätter verteilte, studierte internationales Recht und arbeitet heute in einer weltweit verzweigten Anwaltskanzlei. Die mit den Eltern aus der „DDR“ geflüchteten Zytariuk-Brüder wurden Ärzte. Der „kleine“ Alexander von Schönburg, der besonders aktiv bei uns war, schaffte den Sprung in die BILD-Redaktion, ist ein hochbegabter Journalist. Noch heute muß ich darüber lachen, wie er es schaffte, als 16jähriger Bengel einen Termin bei Strauß zu bekommen.

Murat Temeltas, der schon mit 14 Jahren dabei war, ist als Bundesgeschäftsführer meine rechte Hand, Andy Becker, angesehener Fernseh-Journalist in München und, und, und.

Wie erbärmlich dagegen die beruflichen „Karrieren“ einiger Linker. Claudia Roth. Managerin einer Jazz-Band. Was für ein Beruf... Oder der Ex-Juso-Chef und SPD-Generalsekretär Kevin Kühnert. Der hat gar keinen Beruf. Ist Politiker, Funktionär.

All diese berufslosen „Politiker“ schaden der Demokratie. Um am Trog zu bleiben, müssen sie alles mitmachen, was die Partei aufs Papier geschrieben hat. Von wegen Gewissens-Entscheidung.

Ich habe selber gemerkt, daß man nur mit einem soliden beruflichen Fundament Politik machen sollte. Leben von der Politik – eine Horror-Vorstellung für mich.

Kann ein Boxer Engel werden?

Ein Kerl wie ein Baum. 1,89 Meter groß und 175 Kilo Gewicht. Bulldog Otto war sein Spitzname. Boxer und Catcher. Big Otto war bei all seinen Gegnern gefürchtet. Jahrgang 1943, in Österreich geboren. Schon mit 16 war er so erfolgreich, daß er in den Erwachsenen-Sportverband aufgenommen wurde. Ein „Ur-Vieh“. Was nur wenige wußten – Otto Wanz hatte die empfindsame Seele eines Kindes. Ich lernte ihn als junger Redaktions-Volontär bei der NORD-DEUTSCHEN VOLKSZEITUNG in Bremen kennen.

Ich hatte nicht viel übrig fürs Boxen, kämpfte lieber mit der Schreibmaschine. Vermutlich waren es diese unterschiedlichen „Kampfweisen“ die gegenseitige Sympathie erweckten. Ich lobte in der NORDDEUTSCHEN seinen fairen Kampfstil, obwohl ich keinen blassen Schimmer von seinem Sport hatte.

So richtig sympathisch wurde mir Otto, als ich eines Tages Zeuge wurde, wie er einen betrunkenen Vater zusammenstauchte, der grundlos auf seinen etwa 8 Jahre alten Sohn einprügelte. Ottos Warnung genügte: „Wenn du noch einmal den Jungen schlägst, dann knöpfe ich mir dich vor“. Dabei beließ er es nicht. Er setzte sich mit dem Jugendamt in Verbindung und sorgte so dafür, daß das Kind von weiteren Prügeln des Vaters verschont blieb. Zu der Zeit kümmerte ich mich um ein kleines siebenjähriges Mädchen. Es war von den eigenen Eltern mißbraucht worden, lebte vorübergehend bei einer Pflegemutter. Dort spürte das Kind erstmals in seinem Leben menschliche

Wärme und Liebe. Zurück zu den Eltern? Die Kleine hatte panische Angst davor.

Ich sprach mit Otto darüber. „Da gehen wir zum Bürgermeister“ – sagte er spontan. Und er machte es auch, Otto Wanz und drei breitschultrige Box-Kollegen gingen zur zuständigen Senatorin und Bürgermeisterin Christa Mevissen vom Bremer Senat.

Die vermutet zunächst einen Werbe-Gag der Boxer. Aber das konnte ich sofort zerstreuen.

Otto hatte das kleine Mädchen wirklich ins Herz geschlossen und kämpfte für sie mit Worten und seiner Zuneigung.

Frau Mevissen erreichte es tatsächlich, daß das Mädchen bei der Pflegemama bleiben durfte.

Ohne Otto Wanz wäre das vermutlich nicht möglich gewesen. Das „Ur-Vieh“ mit der zarten Seele.

Otto starb am 14. September 2017. Wenn auch Catcher Engel werden können – Otto ist einer, 1,89 Meter groß und 175 Kilo schwer.

Stumm vor dem Mikrofon

Wilhelm Steinhoff war Lehrer an der Volksschule Oslebshauser Landstraße. Lehrer und Chorleiter. Lehrer als Job, Chorleiter als Herzenssache. Wer nicht so gut in den Fächern Rechnen oder Deutsch war – der bekam trotzdem eine 2 vorausgesetzt, der Schüler hatte eine gute Stimme und machte mit in Steinhoffs Chor. Ich hatte einen anderen Klassenlehrer, war aber im Steinhoff-Chor, hatte eine gute Stimme und Freude am Singen. Auftritte bei Betriebsfeiern, großen Hochzeiten und anderen Ereignissen. Hin und wieder durfte ich allein singen. Hemmungen hatte ich keine. „Wir versuchen es mal bei Radio Bremen“, sagte Wilhelm Steinhoff. Das Studio des kleinen Senders – so etwas hatte ich nie zuvor gesehen und wurde nervös. „Geht alles gut“, beruhigte mich Wilhelm Steinhoff. Ein plattdeutsches Lied sollte ich singen. Lütt Matten, de Has, de mok sick en Spaß, he wer beit studern dat danzen to lern.

Von der Decke des Studios senkte sich ein Mikrofon herab. „Ruhe, Aufnahme“, kam es über Lautsprecher, und es blieb ruhig. Ich auch. Ich war so aufgeregt, daß ich keinen Pieps über die Lippen brachte. Ein anderer Junge sang Lütt Matten, de Has.

Bei Wilhelm Steinhoff war ich unten durch.

Aus mit der Gesangskarriere. Gut, daß der Chor-Chef nicht mein Klassenlehrer war. Ich hätte sonst vermutlich Probleme mit den Zensuren bekommen.

Kann eine Kuh Trampolinspringen?

Ganz aufgeregt waren die beiden Nordfriesen-Jungs in der Nähe vom Cliff auf Sylt. Sie fingen Krebse, die in einen kleinen Eimer kamen. Der eine so um die 6, der andere 4 Jahre alt. Lange Fischermann-Hosen hatten sie an. Diese famosen Dinger, mit denen man gut bis zum Bauch ins Wasser gehen kann – ohne naß zu werden. „Hast Du das gesehen?“, fragte mich der Größere der zwei: „Da durch das Schilf ist ein Reh gelaufen.“ Über den Hindenburg-Damm muß das Tier auf die Insel gekommen sein. Vermutlich bei Nacht. Auch ich hatte das scheue Tier gesehen. Die originell aussehenden Kinder waren für mich interessanter. Zwei Rotznasen. Die sahen nicht nach Computer-verrückten Kindern aus der Stadt aus. Beide ein fesches, blau, weißes Halstuch zur Fischerhose, einen „Ostfriesischen Nerz“. Die beiden Steppkes reizten mich zum Schabernack. „Das Reh habe ich gesehen“ – sagte ich. „Aber da hinten ist eine Kuh in die Luft gesprungen“. Funkstille. Ungläubiges Staunen. Dann ganz zaghaft: „Bist du sicher, daß es eine Kuh war?“ „Bestimmt!“ – meine Antwort. „Ein Elefant war es nicht“. Die Kuh hatte grüne Gummistiefel an. Ich hab sie gestreichelt und für ihre Sprünge gelobt. Ich bin sicher, daß die sogar auf einem Trampolin springen könnte. Es müßte nur stabil genug sein.“ Spezialanfertigung für Kühe. Eine Kuh, die mehr Freude am Leben hat – die gibt auch mehr Milch. Und noch einmal die Frage: „Bist du wirklich ganz sicher, daß es eine Kuh war?“ Ich blieb dabei. „Eine in die Luft springende Kuh ist nun einmal eine in die Luft springende Kuh.“ Am nächsten Tag traf ich die Jungs an der selben Stelle wieder. „Du hast gelogen“, sagte empört der Kleinere. „Unser

Papa hat gesagt, daß es überhaupt keine Kühe gibt, die in die Luft springen können.“

Da stand ich nun vor den Kindern. Überführt als Schwindler.

„Tut mir leid!“, antwortete ich kleinlaut – „Dann muß ich das wohl geträumt haben.“ „Es war eine schwarz-weiße Kuh mit Gummistiefeln und Schlappohren.“ Ich spendierte den beiden Steppkes ein Eis. Gemisch. Erdbeer und Schokolade. Wiedergutmachung auf Sylt.

Augen zu bei den Fünfen

Eigentlich hätte er in der Schule backen bleiben müssen. In allen wichtigen Fächern eine glatte 5. Ausnahme Musik, Religion, Sport.

Der Lehrer drückte beide Augen zu: „Ich habe im Krieg gelernt, daß Religion lebensnotwendig ist. Wer Musik liebt, ist ein guter und meist fröhlicher Mensch – und Sport zur Gesunderhaltung kann wichtiger sein als Mathematik.“

Wer will etwas gegen diese Argumentation sagen? Schwer zu widerlegen.

Aber die schulischen Bestimmungen wurden geändert. Wer drei Fünfen in Hauptfächern hat – der bleibt backen.

Und auf wundersame Weise verzauberte der Lehrer eine 5 in eine 4 – und die Versetzung war gerettet.

So schlüpfte der Junge durch alle neun Jahre der Volksschule.

Später lernte er eine gute und steinreiche Frau kennen. Liebe auf den ersten Blick – auf beiden Seiten.

Auch sie war Musik-Liebhaberin. Sie gründeten einen Kirchenchor, der sogar erfolgreich war.

Trotz der vielen Fünfen – ein glückliches Leben. Was mich wunderte – die Frau war hoch-intelligent, was man von ihm aber nicht sagen konnte. „Das geht nicht gut!“, sagten Freunde.

Im vergangenen Jahr feierten die beiden ihre Goldene Hochzeit.

Über dieses Thema spricht man nicht

Darüber spricht man nicht gern. Aber es ist ein Problem für Millionen von Menschen. Bettnässer. Davon betroffen sind nicht nur alte Leute mit schwacher Blase. Auch junge Leute haben das. Ich kannte einen lettischen Waisenjungen. Jedenfalls lebte er im Waisenhaus. Seine Eltern waren Schwerst-Alkoholiker. Er kam ins Waisenhaus. In einem eigenen Zimmer mußte er schlafen. Keiner wollte mit dem „Bettpisser“ in einem Raum sein. „Der stinkt“.

Einmal lud ich eine Gruppe von Waisenjungen über Weihnachten nach Deutschland ein. Auch den Bettnässer. Ich hatte für ihn ein Einzelzimmer reservieren lassen. Nennen wir ihn Andris. Andris war glücklich, daß er mit nach Deutschland durfte. Wegen der Bettnässerei sollte er eigentlich in Lettland bleiben – so die Heimleiterin. Ich lud ihn jetzt erst recht ein. Einen Abend nahm ich mir Zeit für Andris. Er schüttete mir sein Herz aus. 16 Jahre und noch ins Bett machen. „Es muß von der Kindheit her kommen“ – war er sicher. Die Sauferei seiner Eltern war für den Jungen kaum zu ertragen. Mittagessen oder Abendbrot bekam er meist von mitleidigen Nachbarn.

Ich konnte ihm zuhören. Ihm einen Rat geben – dazu war ich nicht in der Lage. Zuhören und Erwachsenen-Windeln – darin bestand meine Hilfe.

In Lettland fragte ich eine befreundete Ärztin, ob es echte Hilfe gibt. Unsere gute Dr. Aina Balaschko. Aina mußte nicht lange nachdenken. „Ich weiß, daß Du bestimmt dagegen bist“, sagte sie: „Aber ich kenne

eine alte Frau, die durch Besprechen dem Jungen helfen kann.“

In der Tat – ich halte nicht viel von Hokus-Pokus in der Heilkunst. Aber ich stimmte zu, dachte, daß es ja nicht schaden kann. Was genau bei den Besprechungen gemacht wurde – darüber durfte Andris nicht sprechen. Tatsache ist aber, daß er nach nur drei dieser Besprechungen seine Blase unter Kontrolle hatte. Für Andris war das wie ein neues Leben.

Heute ist Andris verheiratet, hat drei gesunde Kinder und arbeitet als Elektro-Ingenieur.

Was zählt mehr? Eigenanlagen oder Erbanlagen?

Wie ist das nur möglich? Einer meiner Klassenkameraden kam aus – hört sich etwas abgedroschen an – aus „gut-bürgerlichen“ Verhältnissen. Er war klug – und eigentlich stand ihm mit Hilfe der Eltern die Welt offen. Vater, angesehener Direktor einer Maschinenfabrik in Bremen. Der Junior sollte in seine Fußstapfen treten. Die Schule schaffte er so eben. Die erforderliche Lehre als Maschinenbauer schmiß er nach einem Jahr, zog in eine Wohn-Kommune im Bremer Oster-Viertel.

Wilde Partys, erst Haschisch, dann härtere Drogen. Kokain, bald auch Heroin. Mutter half immer wieder mit Geld aus, was der Vater nicht wissen durfte.

Als Dank stahl er aus dem Safe des Vaters Goldmünzen, die gleich wieder in Rauschgift „investiert“ wurden. Entziehungskuren. Es gab vier Versuche. Umsonst. Nur einige Tage ging es gut. Dann wieder Heroin. Schließlich warfen ihn auch die Kommunen-Mitglieder aus der gemeinsamen Wohnung. Erneut bat er die Mutter um Hilfe. 10 lange Jahre ging das nun schon.

Zum erstenmal sagte die Mutter „Nein“.

Am nächsten Morgen fand sie ihn in der Garage. Sein Leben ausgelöscht. Überdosis Heroin gespritzt. In den linken Arm. Die Spritze steckte noch.

Und dann war da ein Nachbarsjunge. Seine Eltern waren – so kann ich es wirklich sagen – asozial. Krawallsüchtige Alkoholiker, arbeitsscheu. Der Junge schämte sich für seine Eltern. Halt fand er in der evangelischen Gemeinde. Aber was für Möglichkeiten hat schon ein Junge aus so schlechten Verhältnissen? Heißt es. War aber nicht so. Er bekam in der Studenten-Gemeinde ein kleines Zimmer, machte sein Abitur und war nach einigen Jahren erfolgreicher Rechtsanwalt.

Was prägt einen Menschen mehr? Sind es Erbanlagen oder der eigene Wille? Meine Erfahrung: Die Eigenanlagen sind stärker als die Erbanlagen.

Das habe ich auch bei den vielen Hilfsaktionen gemerkt, die ich über die Konservativen oder die Aktion Reiskorn durchführen konnte. Kinder und Jugendliche, die aus schlechten Verhältnissen kommen, aber willensstark sind, kämpfen oft wie die Löwen. Sie wollen raus aus ihrer Umgebung, nach oben kommen.

Im Internet fand ich den Bericht, daß mehr als die Hälfte aller Führungskräfte aus kleinen Verhältnissen kommen. Ich finde das großartig.

Warum sagt das keiner?

Vergangenheitsbewältigung – das haben die Deutschen exklusiv für sich gepachtet. Spricht ein Deutscher über schwarze Flecken von deutschen Gegnern im II. Weltkrieg, geht das Geschrei gleich los: Nazi, Nazi, Nazi.

Über die Alleinschuld der Deutschen am Krieg ist alles tausendmal gesagt. Mit 16 Jahren dachte ich über folgendes nach: Die Engländer und Franzosen haben Deutschland den Krieg erklärt, weil Hitler den Angriff auf Polen gestartet hatte. Freiheit für Polen. Als der Krieg für die Alliierten gewonnen war, wurde darauf gepfiffen. Polen ging an Stalin. Auch etliche andere Länder verschlang das kommunistische Unrechtssystem.

Hitler war besiegt – aber die halbe Welt wurde zur roten Diktatur. Ich will nicht abwägen, was schlimmer ist: Kommunismus oder Nationalsozialismus. Für die Gepeinigten spielt es keine Rolle, ob sie in einem braunen oder roten Lager elendig krepieren.

Grund des Krieges: Polen. Abermillionen von Toten und die halbe Welt kommunistisch. Wieso sagt das eigentlich keiner?

Die Schöpfung bewahren

Damals reichte eine Papiertüte für etliche Einkäufe. Mal kam Zucker aus dem großen Tontopf beim Kolonialwarenladen Minna Lexius in die Tüte – ein anderes Mal Mehl. Diese Wiederholungskette hielt, bis in die Tüte eingelegte Heringe kamen. Problem mit Verpackungsmüll – speziell mit Plastiktüten gab es nicht. Keine aufwendige Verpackung, kaum Müll. Die Tüte wurde immer wieder fein zusammengefaltet und wieder benutzt. Damals – in den Fünfigern gab es mehr Asche in den Müllkästen statt Verpackungsmaterial. Heute das Gegenteil.

Durchschnittlich verbraucht jeder Bundesbürger pro Jahr 226,5 Kilogramm! 2017 waren es in Deutschland insgesamt 18,7 Millionen Tonnen – und es wird von Jahr zu Jahr mehr. Woran liegt das? Wirtschaftswachstum spielt eine große Rolle, Privatmüll und gewerblicher. Es gibt mehr und mehr Senioren-Haushalte, die kleinere Verpackungseinheiten benutzen. Fertiggeräte – dazu kommt auch der Online-Handel. Millionen von Paketen. Trösten können wir uns damit, daß rund 70 Prozent des Verpackungsmaterials wieder aufgearbeitet wird. Das gilt bei Papier, Glas und Metall.

Müssen Wurst und Käse so aufwendig verpackt werden? Wozu Obst und Gemüse in Extra-Verpackung? Wir sollten auch nicht diesen Blödsinn mitmachen, daß für einen Kaffee ein Pappbecher verwertet werden muß, der dann im Müll landet. Vielleicht bin ich altmodisch. Aber ich finde, daß es dumm aussieht, im

Laufen Kaffee zu trinken. Und wo bleibt da der Genuß an einer guten Tasse Kaffee in Ruhe?

Ich bin bestimmt kein Umwelt-Panikmacher im Stile der Grünen. Aber Gott hat uns eine wunderbare Welt geschenkt, Wasser und Land. Wir sollten uns schon ein wenig mehr bemühen, diese großartige Schöpfung in gutem Zustand zu erhalten. Plastiktüten ich bin kein strikter Gegner. Aber sie sollten mehrfach benutzt werden – nicht bei jedem Einkauf eine neue.

Eigenes Buch schreiben – Vorsicht!

Und immer wieder fallen auf diesen Trick Hunderte von glutgläubigen Menschen rein. Sie werden beschwätzt, ein Buch zu schreiben.

Dazu gehört nicht einmal viel Überredungskunst. Reif für ein Buch ist fast jedes Leben. Vor allem das der älteren Generation. Aber es gibt Millionen von Menschen, die ähnliches erlebt haben. Vor allem die Kriegs- und Nachkriegsgeneration. Skrupellose Geschäftemacher reden den alten Leuten ein: „Das Buch wird sich gut verkaufen. Es ist wirklich einmalig.“

Schnell wird man sich handelseinig, 10.000 Auflage, aber der Autor muß einige Tausender vorab für den Druck hinblättern. Natürlich verkauft sich das Buch überhaupt nicht, und der Schreiber bleibt auf einem Riesenberg von Exemplaren sitzen. Und noch einmal setzt der Betrüger nach: „Ohne Werbung läuft kein Buch“. Noch einmal wieder reichlich zahlen. Bringt aber nichts. Oft verlieren die hinters Licht Geführten mehr als 25.000 Euro.

Sollten auch Sie die Absicht haben, einmal ein Buch zu schreiben – rufen Sie mich an. Ich werde Ihnen sagen, ob es läuft, oder ob Sie nur Geld verlieren. Wer sein Leben niederschreiben möchte – der kann es auch billiger haben und muß kein aufwendiges Druckverfahren wählen und dazu die Buchbinderkosten. Für rund 3.000 Euro läßt sich so ein Billig-Buch produzieren – und auch das ist schon viel Geld.

Für mich ist er ein Heiliger

Ende Juli, Anfang August. Ich bange um das Leben meines Freundes Winfried Pietrek. Der katholische Pfarrer kommt ins Krankenhaus. Geplatzter Blinddarm. Winfried Pietrek ist damals 88 Jahre alt. Die Ärzte müssen den ganzen Bauch aufschneiden. Mehrere Wochen Intensiv-Station. Ein Besuch ist nicht möglich. Doch die Meßfeier liebt er so sehr, daß er sie auch in den schwersten Nächten im Krankenhaus heimlich feiert. Mit Hilfe von Schwester Maria Anja. Die hohle Hand ist sein Kelch. Drei Tropfen Wein und ein Tropfen Wasser.

Selten habe ich so intensiv um das Leben eines Menschen gebetet. Es steht auf der Kippe. Kopf und Stimme meines Freundes funktionieren voll. Der Krankenpfleger: „So einen Patienten haben wir noch nie gehabt. Kein Klagen, keine Angst. Der Glaube.“ Für den hat er sein ganzes Leben gekämpft. Ist dafür sogar ins Gefängnis gegangen, hat in Peru missioniert, im Kriegsgebiet in Vietnam. Er will dort bleiben. Seiner Gemeinde beistehen. Die Amis wollen ihn zwingen, mit einem der letzten Hubschrauberflüge das Land zu verlassen. Er bleibt, bis sein Auftrag in Vietnam erfüllt ist.

Wenn es lebende Heilige auf unserem schönen Erdball gibt – für mich ist Winfried Pietrek einer. Von Monat zu Monat geht es ihm besser. Ich werde weiter für ihn beten.

Von Musik leben?

„Eierkopp, Eierkopp“. Der dicke Hatschi, wie wir Kinder ihn nannten, war für uns das ideale Opfer. „Der ist dick und doof“ – behaupteten wir jedenfalls. Kinder können grausam sein. Dick – das war er. Aber dumm? Von wegen. Mit seinem „Grips in der Birne“ konnte er es mit allen Straßenkindern aus der Finke-
nau in Bremen-Oslebshausen aufnehmen. Kein Wunder, daß er unsere Neckereien so beantwortete: „Lieber dick als doof“. Das saß.

Hatschi spielte Gitarre. Er sagte Gitarre. Hörte sich vornehmer an. Klug und Gitarre. Trotz dick hatte er damit die Anerkennung von den meisten Mädchen sicher – was uns natürlich ärgerte.

Auf seiner Gitarre spielte er so gut, daß er sogar bei Radio Bremen im Frühkonzert spielen durfte.

Jetzt war nichts mehr mit „dick und doof“. Wer schon bei Radio Bremen war – das war ja fast so eine Art Ritterschlag. Und Ritter, die sind nicht dick und doof.

Der dicke Hatschi wollte Musik studieren. Die Eltern waren dagegen. Maschinenbau statt Musik. Was für ein Unterschied. Doch nach der Lehre wurde Hatschi ein Job bei dem Bremer Musik-König James Last angeboten. Schluß mit dem Maschinenbau.

Mitglied in einem Orchester. Das war schon ein großer Schritt. Der dicke Hatschi wollte solo auftreten. Er steckte sein erspartes Geld in teure Reklame – Erfolg Null. Nach dem Tod von James Last zerfiel das

Orchester. Der dicke Hatschi tritt heute bei Dorffesten, Hochzeiten und Geburtstagsfeiern auf. Schwer wurde es für ihn in der Corona-Zeit. Er kam nur deswegen über die Runden, weil er das kleine Reihenhäuschen verkaufte. Er hatte es von seinen verstorbenen Eltern geerbt.

Im August 2020 traf ich ihn durch Zufall in der Finkenau. „Weißt du“ – sagte er – „vielleicht wäre es mit dem Maschinenbau doch besser gewesen. Musik ist etwas Wunderbares. Aber nur wenige können davon auch leben.“

Die Mama und ihr Klaus

Zwei Jungs, zwei Mädchen. Klaus war ihr Lieblingssohn. Das vierte Kind aus einer glücklichen Ehe. Der Bruder von Klaus war Maschinenbau-Ingenieur, die Mädchen tätig im öffentlichen Dienst in guten Positionen. Klaus hatte kurz vor dem Abitur die Schule geschmissen, danach eine Lehre als Buchhalter abgebrochen. War ihm „zu öde“ – wie er sagte. Klaus kam in schlechte Gesellschaft. Partys mit krummen Vögeln, erst Haschisch, dann stärkeren „Tobak“. Der Vater drohte ihm: „Du fliegst aus der Wohnung, wenn du mit diesem Lotterleben nicht aufhörst“: Doch Mama war dagegen. Und sie hatte in der Ehe das letzte Wort. Sie liebte ihren Klaus über alles – was der schamlos ausnutzte. Er war immer klamm bei Kasse, aber Mama war nicht knauserig. Bis zu 1000 Euro steckte sie dem inzwischen 23 Jahre alt gewordenen Sohn zu.

Kurz vor Weihnachten stand die Polizei vor der Tür. Haftbefehl. Klaus war an einem Raubüberfall auf eine Tankstelle beteiligt. Die entsetzte Mutter: „Dazu ist er bestimmt gezwungen worden“: Die Polizisten sahen sich nur stumm an. Aber Klaus war nicht zu Hause. Die Mutter riet ihm: „Stell dich der Polizei und sage, daß du keine Schuld hast!“ Ein verrückter Vorschlag. Aber die gute Frau war so sehr in ihren Klaus vernarrt, daß ihr der Blick für die Realität total fehlte. Klaus kam mit einer Bewährungsstrafe davon. Er versprach, jetzt endlich eine Lehre zu machen. Natürlich – es blieb beim Versprechen. Rauschgifthandel, Diebstähle, Kleinkriminalität. Alles in allem fünf Jahre Gefängnis. Das hinderte Mama nicht, weiter zu ihrem Sohn zu stehen und die Schuld bei anderen zu suchen.

Dabei ging die ansonsten glückliche Ehe in die Binsen.

Als Klaus aus dem Gefängnis entlassen wurde, ging er mit finanzieller Hilfe der Mutter nach Thailand, wurde Zuhälter. Den Nachbarn log die Mutter vor: „Klaus hat im Ausland einen guten Job in einem 5-Sterne-Hotel gefunden.“

Nach einem Jahr die Nachricht „Ihr Sohn ist bei einem Bandenkrieg erschossen worden“. Für die arme Frau brach eine Welt zusammen. Sie finanzierte die Überführung des Toten nach Deutschland. Zur Beisetzung kam niemand – außer der Mutter. Vier Wochen später nahm sie sich das Leben.

Die Mama wohnte bei mir in der Straße. Manchmal sehe ich sie noch vor mir, wenn sie mit strahlendem Gesicht von „meinem“ Klaus erzählte.

Hühnerdieb, Eierdieb

Ich hatte die Schnauze davon gestrichen voll. Seit 14 Tagen nur Maggi-Süppchen und Kartoffelsalat. Davon hatten wir reichlich. Mein Kindheitsfreund Peter Bartel und ich, als wir beschlossen 14 Tage mit dem Fahrrad und einem kleinen Zelt auf Tour zu gehen. Mit dem Kartoffelsalat hatte uns seine Mutter eingedeckt. Die Maggi-Tüten waren aus dem Krämerladen Emma Schröder in der Bremer Finkenau.

Nur Maggi und Kartoffelsalat. Das macht schlechte Gedanken. Vielleicht kann man ja auf einem der zahlreichen Bauernhöfe aus dem Hühnerstall einige Eier oder sogar ein Huhn

Schnell hatten wir einen Hof ausgekundschaftet, bei dem niemand zu sehen war. Das Scheunentor stand weit auf. Etliche Hühner. Schnell hatten wir die Nester der Hühner entdeckt. 12 frische Eier. Glücklicherweise wollten wir von dannen ziehen. Plötzlich der Bauer. Er schlug das Scheunentor zu. Wir saßen in der Falle. „Was ist euch lieber?“ – fragte er: „Eine Tracht Prügel oder die Polizei?“

„Lieber etwas zu essen. Wir haben nicht aus Schlechtigkeit gestohlen, sondern aus Hunger“. „Wer essen will, der muß arbeiten“, so die Antwort des Landwirts. Er schlug uns ein Geschäft vor. Wir fegen jeden Tag den großen Hof und misten die Schweineställe aus. Dafür können wir 14 Tage im Heu der Scheune schlafen, bei voller und guter Verpflegung. Überglücklich von uns „Ja“. Es waren 14 tolle Tage für uns Jungs.

Besser als im Mini-Zelt bei Maggi-Süppchen und dem verflixten Kartoffelsalat.

Ich war so um die 40 – da besuchte ich den Landwirt noch einmal. Er erkannte mich sofort – und wir lachten lange und laut, als wir von unserem Abkommen aus der Zeit berichteten, als ich 10 Jahre alt war und ein verhinderter Hühner- und Eierdieb.

Der Herrgott meint es gut mit Deutschland

Ich erinnere mich noch gut an die Eß-Gewohnheiten von uns Deutschen in den Sechzigern und Siebzigern. Damals war es schon ein wenig „exotisch“ in einem jugoslawischen Restaurant zu essen – oder gar bei einem Chinesen oder Japaner.

Schweinebraten mit Sauerkraut, Bockwurst mit Kartoffelsalat – das war unsere Küche. Sie war nicht schlecht – und noch heute schmecken mir Pfannkuchen oder Königsberger Klopse. Aber es ist schön, daß das Essen-Angebot größer und interessanter geworden ist.

Chinesen – die ersten Restaurants hatten noch schwer mit Vorurteilen zu tun. Von wegen Hundefleisch oder geschlachtete Ratten?

Der Höhepunkt deutscher Küche waren die Hähnchen aus dem Wienerwald. Lange Schlangen vor den Restaurants. Sonntags bleibt die Küche kalt – wir gehen in den Wienerwald. Die Internationalisierung der Küche brachte den Wienerwald um.

Frühlingsrollen beim Chinesen waren angesagt, Miso-suppe und Sushi beim Japaner.

Einmal in der Woche zum Essen gehen? Das lag in den Fünfzigern nicht drin. Man war knapp bei Kasse. Heute gibt es schon für 7,50 Euro beim Chinesen oder Italiener ein ganzes Menü. Essengehen – das ist kein Luxus mehr. Für die Mehrheit jedenfalls. Ich

Gegenüber von uns wohnte eine Frau, die es mit der Sauberkeit nicht so hielt. Zack – hatte sie den Namen weg Schlampenliese.

Ein 10jähriger Straßenjunge brüstete sich damit, daß er besonders laut furzen konnte. Das hätte er mir besser nicht demonstrieren sollen. Denn seit seiner Vorführung hieß er nur noch Donner-Furz – was beliebig verlängert wurde auf „Rotz-, Kotz- Donnerfurz“.

Dann war da noch der Fischkopp. Er wude so genannt, weil sein Vater Fischhändler war und deswegen den Namen Dörschi bekam – an Dorsch erinnernd.

Die Nase will ich nicht vergessen. Ein Anwohner aus der Finkenau, dessen Nase schon ein ganz klein wenig aussah wie die vom berühmten Zwerg Nase, aus dem Märchenbuch.

Ich selber blieb von Spitznamen verschont – außer von Buba. Den hatte mir mein Vater gegeben – und er hielt ein ganzes Leben. Freunde aus der Kinderzeit – für die bin ich immer noch Buba.

Wer ist hier wohl der Fanatiker?

Er hält mich für einen Fanatiker – dabei ist er einer. Mein ehemaliger Freund von der Bundeswehr. Wir dienten beide bei der Luftwaffe in Lauda bei Taubertshausen. Ich war zuständig für die Kasernenzeitung. Als meine Wehrdienstzeit nach 18 Monaten beendet war, übernahm er diesen „Job“.

Politisch waren wir damals einer Meinung, und wir hatten Freude daran, durch kitzlige Fragen die örtlichen SPD-Veranstaltungen mit Bürgermeister Boxberger aufzumischen. Mein Freund Gerd war CSU-Anhänger, kam aus Bayern. Ich aus Bremen – CDU-Mitglied. Gerd war hochintelligent. Wir hatten beide ein Berufsziel: Journalist. Er besuchte die Journalistenschule in München, ich volontierte bei der Norddeutschen Volkszeitung in Bremen.

Kam es durch seine Frau, die er früh geheiratet hatte – oder durch ihn selbst? Gerd driftete mehr und mehr in Richtung SPD, wurde schließlich eine wichtige journalistische Stütze für SPD-Kanzler Schröder.

Ich war dem Springer-Verlag beruflich wie politisch verbunden, wurde Redaktionsleiter bei BILD Bremen und schließlich Chefreporter der HÖRZU. Gerd schaffte es bis zum Chefreporter von RTL. Nach Jahren meldete ich mich wieder einmal bei ihm. Schroffe Ablehnung, das Telefonat schnell beendet. Eines meiner Bücher – ich hatte es ihm zugeschickt – kam ungeöffnet mit der Post zurück.

Es war klar: Er wollte mit mir wegen meiner politischen Einstellung nichts mehr zu tun haben. Ein wenig traurig war ich schon. Ich habe keine Probleme, politische Einstellung und private Freundschaft voneinander zu trennen. Beispiel mein Freund Oskar aus Lübeck. Wir kennen uns auch schon seit der Bundeswehrzeit, waren in einer Einheit. Oskar ist seit mehr als 50 Jahren überzeugtes SPD-Mitglied in Lübeck. Wir sind enge Freunde. Als ich Probleme wegen meines Brandt-Buches bekam, das ganz wesentlich in Lübeck handelte, sagte er mir: „Joachim, wenn Du Probleme bekommst und ich Dir helfen kann – ich bin immer für Dich da.“ Oskar ist handfester Sozi – durch und durch. Gelernter Maurer, dann Ausbildung als medizinisch-technischer Assistent. Als Oskar private Probleme bekam, fuhr ich sofort nach Lübeck und half, so gut ich konnte.

Eine echte Männerfreundschaft. Über Politik reden – kein Problem. Mit einem handfesten und konservativ eingestellten Sozi läßt sich besser reden als mit einem linken CDU-Mann.

Wie verbohrt muß ein Mensch sein, wenn er auf eine Freundschaft verzichtet, weil die politische Chemie nicht stimmt? Wer ist hier wohl der Fanatiker?

Das Treffen mit dem Mörder

Der Brief hatte eine ganz normale Adresse. Name, Straße, Postleitzahl und Ort. Der Absender: Ein junger Mann. Informationen von den Konservativen wollte er haben. Wir stellten ihm ein kleines Info-Paket zusammen. Die Antwort kam innerhalb von drei Tagen. Übersäumend, begeistert. Er bat um Anruf. Da meldete sich eine Justizvollzugsanstalt. Mich störte das nicht. Auch Gestrauchelte haben das Recht auf eine politische Meinung. Außerdem bei mir die Idee im Kopf: Vielleicht kann man dem armen „Hund“ nach Verbüßung seiner Strafe ein wenig Hilfestellung geben – Wohnung und Job.

23 Jahre alt. Er muß noch 5 Jahre absitzen. 8 Jahre insgesamt. Warum? Das hat mich schon geschockt. Brudermord. Im Streit erschlagen. Mit einer Axt. Sie liebten beide dasselbe Mädchen. Der Streit eskalierte. Am Ende Mord.

Die Eltern liebten ihre beiden Söhne gleichermaßen. „Du bist und bleibst unser Sohn. Auch wenn du deinen Bruder umgebracht hast“ – so die Mutter. Die Eltern müssen in einem schrecklichen Zwiespalt leben. Brudermord wie bei Kain und Abel. Nur die Liebe von Eltern kann so etwas ertragen. Im Gefängnis machte der Junge sein Abitur. Jura will er studieren. Anwalt werden. Ich traf mich mit dem jungen Mann. Er hatte Freigang bekommen.

Berührungsängste – die hatte ich nicht. In meinem Beruf als Journalist habe ich alles kennengelernt – vom König bis hin zum Halsabschneider.

Ich habe mehrere Mörder interviewt. Am schlimmsten war es mit einer Berliner Kindesmörderin. Sie hatte ihren einjährigen Sohn auf bestialische Weise zu Tode gequält. Auf glühende Herdplatten gesetzt, Nadeln in den kleinen Körper gesteckt. Sie wird vermutlich nie das Gefängnis verlassen. „Aber ich habe einen Wunsch“, sagte sie mir zum Abschied. „Ich wünsche mir noch ein Kind.“

Das Treffen mit dem jungen Mann. Er hatte mir ein Geschenk mitgebracht. Eine aus Sperrholz gefertigte Vereinskasse. „Politik kostet Geld“ – meinte er lachend. Wir sprachen über Gott und die Welt. Dann kam er auf seinen Bruder. „Ich war blind vor Eifersucht. Mein Bruder sieht sehr gut aus. Wenn ich eine Freundin hatte – er versuchte, sie mir auszuspannen. Aber ich würde gern alles rückgängig machen, wenn ich es könnte. Mein Bruder erscheint mir im Traum fast jede Nacht – mit einer Axt im Kopf. Ich fürchte mich vor dem Einschlafen. Immer wieder seine Stimme. So als sitzt er neben mir am Bett.“

Ein Psychiater soll dem Jungen helfen. Die Strafe wurde um zwei Jahre verkürzt. Er wurde tatsächlich Anwalt. Anwalt für Strafrecht. Ich konnte ihm ein wenig Hilfestellung geben. Aber ich sage es ganz offen: Es ist mir schwergefallen.

Die Wahrheit zum Thema Wiedervereinigung

Wie toll kam ich mir vor, als ich zum erstenmal meinen Namen in einer Zeitung gedruckt sah. Ein Leserbrief im Bremer WESER KURIER. Thema: „Das Turmbläser-Denkmal am Dom wird als Fahrradständer mißbraucht“. Was für ein weltbewegendes Thema.

Es gab sogar Reaktionen. Ehemalige Klassenkameraden hatten es gelesen. Arbeitskollegen und Nachbarn. Wer schreibt – der möchte Resonanz. Egal ob Buchautor, Journalist oder auch nur ein kleiner Leserbriefschreiber. Ich versuchte es immer wieder mit verschiedenen Themen, bombardierte WESER KURIER, BREMER NACHRICHTEN und NORDDEUTSCHE VOLKSZEITUNG: In Bremen war ich der eifrigste Leserbriefschreiber.

Die Themen waren mehr und mehr politisch. Beibehaltung von Konfessionsschulen, ein klares Ja zur NATO und der Europäischen Gemeinschaft. Und als die 68er die Kampagne starteten „Enteignet Springer“ – da organisierte ich als 21jähriger Veranstaltungen, Demos, Flugblätter und alle möglichen Aktivitäten unter dem Motto: „Ja zum Staat – Ja zu Springer.“ Damals ahnte ich noch nicht, daß ich einmal als Journalist für den Springer-Verlag tätig sein würde. Ich war begeistert von den 4 Grundlinien des Verlages: Bejahung der Sozialen Marktwirtschaft, Aussöhnung mit Israel, Ablehnung von Links- und Rechtsradikalismus. Wiedervereinigung Deutschlands.

Als Springer nicht mehr lebte, schafften seine Nachfolger die Anführungsstriche bei der Bezeichnung „DDR“ ab. Nicht wichtig? Doch, denn es zeigt, daß sich diese Leute mit der Teilung Deutschlands abgefunden hatten. Der alte Verleger wird sich im Grab herumgedreht haben. Ich leitete damals die Deutsche Gewerkschaftszeitung, das Blatt der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands. Unter den Zeitungstitel DGZ stellte ich die Zeilen: „Wir glauben an ein ganzes und freies Deutschland.“

Fast alle Politiker – egal welcher Partei – hatten sich mit der Teilung Deutschlands abgefunden. Am meisten die SPD. Aber auch in den Unionsparteien gab es reichlich Kleingläubige.

Wir hatten Streit miteinander – ZDF-Moderator Gerhard Löwenthal und ich. Aber ich rechne es ihm hoch an, daß er über sein ZDF-Magazin Sendung für Sendung das Thema Wiedervereinigung brachte. Axel Springer dankte es ihm mit der Verleihung der Goldenen Kamera.

Als Erich Honecker in Bonn wie ein hoher Staatsgast empfangen und hofiert wurde, demonstrierte ich mit der Konservativen Jugend vor dem Gebäude, in dem das Gala-Dinner stattfand. Unfaßbar – aber es stimmt: Die Polizei sperrte alle Demo-Teilnehmer in Zellen, bis Herr Honecker gespeist hatte und müde wurde.

Helmuth Kohl hat große Verdienste um die Wiedervereinigung. Geglaut hat er nicht mehr an sie. Die amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan und Bush sen. setzten die Wiedervereinigung durch. Gegen den

Willen der Franzosen und Engländer. Heute schmücken sich viele deutsche Politiker mit ihren „Verdiensten“ um die Wiedervereinigung. Heuchler. Die Menschen auf den Straßen der „DDR“ – das sind die eigentlichen Helden und Macher der Wiedervereinigung, die den Politikern wie ein reifer Apfel in den Schoß gefallen ist.

Was würde Heinrich Hellwege zur AfD sagen?

Er war mir ein guter und zuverlässiger Freund. Heinrich Hellwege, ehemaliger Ministerpräsident von Niedersachsen und Vorsitzender der Deutschen Partei.

Wir saßen oft in seinem Haus im „Alten Land“ bei Hamburg zusammen und redeten über Politik. Im Deutschen Bundestag hielt er großartige Reden. Er litt im Alter darunter, daß seine Stimme die alte Kraft verloren hatte. „Meine alten Weggefährten sind nicht mehr auf dieser Welt. Im Alter wird man einsamer.“

Ich bin jetzt 74 Jahre alt – und wundere mich, wo die Jahre geblieben sind. Aber über Einsamkeit kann ich nicht klagen. Auch bei mir sind einige gute Freunde schon verstorben. Aber ich habe nie den Kontakt zur jüngeren Generation verloren. Es ist verlockend, sich nur mit Gleichaltrigen zu umgeben. Meistens ist das aber nur eine gegenseitige Bestätigung.

Die Welt ändert sich. Die Rezepte von gestern taugen nicht mehr fürs Heute. Franz Josef Strauß formulierte es auf einem Kongreß der Konservativen so: „Konservativ – das heißt nicht die Asche verwahren – sondern das Feuer weitertragen.“

Der Kontakt zu jungen Leuten verhindert das Versteinern von Ideen, die sicherlich einmal gut waren – aber sie passen nicht mehr in die heutige Zeit.

In unserem Büro hängt ein Bild von Heinrich Hellwege. Es erinnert mich täglich an einen der gradlinig-

sten konservativen Politiker, den wir in der Nachkriegszeit hatten. Heute ist es kaum vorstellbar, daß seine „rechte“ DP mit der SPD von Hinrich-Wilhelm Kopf in einer Koalition DP/SPD die Landesregierung in Hannover bildete.

Was würde Heinrich Hellwege wohl zur AfD sagen? Eines ist gewiß: Die Selbstzerfleischung der AfD würde ihn auf Abstand halten.

Wie kommt es eigentlich, daß sich Rechte wie Linke so häufig die Köpfe einschlagen? Ich bin kein Gegner der AfD – aber die ständigen Grabenkämpfe stoßen ab. Wie wollen sie Deutschland verändern, wenn sie noch nicht einmal in den eigenen Reihen für Ordnung sorgen können?

Die verdienen ein Denkmal

Es ärgert mich, wenn Leute mit großem Namen prächtige Wohltätigkeits-Veranstaltungen machen, Geld für wohltätige Zwecke sammeln und dann vielleicht 20.000 oder 30.000 Euro als Spendenscheck präsentieren. Vor laufenden Kameras und Dutzenden Fotografen. „Alles für den guten Zweck“. Oft ist der „gute Zweck“ aber nur Eigenreklame. Was für ein Unterschied zu dem Mütterchen, das von ihrer knappen Rente 10 Euro spendet oder einen im Winter wärmenden Mantel aus dem Kleiderschrank.

Ich habe als Journalist bei der HÖRZU oft hinter die glitzernden Fassaden der Prominenz schauen können. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Die Wohltätigkeits-Veranstaltungen sind Teil von windiger Eigenwerbung. Natürlich ist das immer noch besser, als gar nichts zu machen.

Aber wer sagt eigentlich Danke zu den vielen kleinen Spenden, die ohne Kameras und Presse Monat für Monat dem querschnittsgelähmten Feuerwehrmann aus Siebenbürgen helfen – oder der Mutter mit dem an Leukämie erkrankten Kind, die ohne Spenden kein Geld für Medikamente hätte?

Menschen, die im stillen helfen – das sind die Säulen der Hilfsbereitschaft. Sie machen kein Aufsehen, wenn sie helfen.

Die stillen Helfer verdienen ein Denkmal. Denn solche Spenden kommen von Herzen.

Unsere lieben Vorurteile

Wann und wo sie einen Engländer treffen – das Thema kommt immer aufs Wetter.

Regen, Regen, Regen. Aber das stimmt nicht. Das gilt nur für den Frühling und Herbst. Ansonsten liegen die Temperaturen in der Mitte. Nicht zu kalt, nicht zu heiß. Tatsache ist aber: Das Wetter ist extrem wechselhaft. Kein Wunder, daß es in England eine regelrechte Regenschirm-Kultur gibt. Für einen guten englischen Schirm kann man locker 500 Euro hinblättern.

Es gibt sogar einen Regenschirm-Hoflieferanten. Das sieht man an silbernen Ringen am Schirmgriff – meistens aber aus Messing.

Das Wetter in England ist so bunt, daß es tatsächlich täglichen Gesprächsstoff bietet.

Wie schön sind doch unsere Vorurteile. Englischer Humor, selbstironisch, sarkastisch. Für unseren politisch korrekten Geschmack oft verätzend. Gewöhnungsbedürftig.

Essen und Trinken. Da fällt einem sofort „Fish and Chips“ ein. Dicke Bohnen und Fettgebratenes zum Frühstück. Dabei kann man in England ganz großartig essen. Es gibt Restaurants aus aller Herren Länder. Und auch die englische Hausmannskost ist nicht so schlecht, wie sie gemacht wird. Man tut den Engländern Unrecht, wenn man ihre Ernährung auf „Fish and Chips“ reduziert.

Ich bin als junger Kerl mehrere Monate Schüler einer internationalen Englisch-Schule gewesen, Studenten aus aller Herren Länder. Die Schulköche mußten wahre Kunststücke vollbringen, um gutes und erlaubtes Essen für Muslime, Christen, Buddhisten oder Hindus zu zaubern.

Aber es ist doch so schön, hin und wieder seine guten, alten Vorurteile zu pflegen. Die Polen klauen, die Rumänen sind allesamt Zigeuner. Ganz schlechte Karten für die aus dem Kosovo. Alles Verbrecher. Die Amis sind kulturlos und die Italiener allesamt nicht sehr mutig und den Kopf nur zum Frisieren ihrer schwarzen Haare, um gut flirten zu können.

Chinesen – oh Mann. Die verputzen zu Mittag Hunde. Der gute, alte Wilhelm II. wußte wohl schon, weshalb er vor der gelben Gefahr warnte. Zum Schluß noch ein Prost auf die Russen, allesamt versoffene Gesellen. Ah ja, und die Deutschen? Die sind Sauerkraut-Fresser und tanzen gerne Polka. Hoch leben die Vorurteile.

Die alten Hemden und die Einsamkeit

Murat, unser Büroleiter, will für mich sammeln. Vor allem für neue Hemden, neue Jacken und Hosen. Das hat einen simplen Grund: Ich kann mich nur schwer von den „Klamotten“ trennen. Murat meint: „Das macht einen schlechten Eindruck“.

Bei den Hemden sind die Kragen schon ein wenig abgewetzt, und die Jacken sehen auch nicht mehr taufrisch aus. Wenn ich mich überreden lasse, neue Sachen zu kaufen, dann sind es immer die gleichen. Weiße, blaue und mit Vorliebe karierte Hemden. Jacken und Westen immer im bayerischen Stil. Die karierten Hemden waren für meine liebe jüdische Buchhalterin Fanny Kaplan aus Lettland eine Zumutung. Sie sagte einem guten Freund: „Wenn ich mal nicht mehr da bin – bitte, achte darauf, daß Chefchen nicht immer diese schrecklichen Karierten anzieht.“

Vielleicht ist das ein wenig typisch für einen Konservativen. Ich fahre meine Autos, solange es der Motor mitmacht. Urlaub? Immer an denselben Orten. Madeira oder Grainau am Fuße der Zugspitze. Schuhe. Das ist mir wichtig. Fast nur schwarze Lederschuhe von Bally, die zwar teuer sind, aber eine halbe Ewigkeit halten. Hin und wieder besohlen.

Am Mobiliar meiner Wohnung ändert sich nichts. Seit 40 Jahren. Auch an meiner politischen Meinung hat sich nie etwas geändert. Die „alte“ CDU aus der Vormerkel-Zeit – das ist meine politische Heimat. Da gilt man schon fast als „rechtsradikal“.

Ich habe viele gute Bekannte, aber bin sparsam mit dem Wort „Freunde“. Die Freunde, die ich habe, würden für mich durchs Feuer gehen – und ich für sie. Überhaupt keine Freunde zu haben – das stelle ich mir schwer vor. Ganz besonders im Alter.

Ich bekomme viele Briefe und Anrufe von einsamen Menschen. Gern nehme ich mir Zeit für jeden. Da ist zum Beispiel eine alte Witwe, die vier Kinder hat. Aber die Kinder leben in Australien. Vor 20 Jahren waren sie zuletzt in Deutschland. Mama wohnt im Alten-Pensionat.

Einmal in der Woche besuche ich sie. Dann spielen wir einige Runden „Mensch ärgere dich nicht“. Für die alte Dame Höhepunkt der Woche. Wohnt in Ihrer Nachbarschaft ein einsamer Mensch? Schenken Sie ihm eine Rose oder einen Kuchen. Sie können sich kaum vorstellen, wie glücklich Sie damit einen Menschen machen können.

Lassen Sie mich ein wenig vom Frieden spinnen

Nie wieder Krieg. Das sagten alle nach dem II. Weltkrieg. Was ist daraus geworden? 184 (!) Kriege hat es seit 1945 gegeben. Die wohl blutigsten Kriege: Der Vietnam-Krieg und der Korea-Krieg. Die Welt ist nicht friedlicher geworden. Afghanistan, Rußland und Ukraine. Chinesische Drohungen gegen Taiwan, Krieg gegen das eigene Volk in Hongkong. Die Liste ist unendlich lang. Israel und der ganze Nahe Osten. Der II. Weltkrieg hat die Menschen nicht friedlicher gemacht. In der Steinzeit schlugen wir Menschen mit Steinäxten die Schädel ein. Heute rüsten wir uns mit immer raffinierteren „Tötungsmaschinen“ aus. Ich bin sicher, daß auch die Atombombe in einigen Jahren „altmodisch“ geworden ist und durch neue Waffen ersetzt wird.

Würde es keine Kriege mehr geben, und könnten Regierungen das Geld statt für Waffen für friedliche Zwecke einsetzen – die Welt wäre ein Paradies.

Aber wer so denkt – der gilt als Spinner, Phantast. Auseinandersetzungen mit Gewalt führen – das ist offenbar in uns Menschen tief verwurzelt und wird so bleiben. Ich bin kein Pazifist, ging gern und bewußt zur Bundeswehr, um meinen Wehrdienst von 18 Monaten abzuleisten aber ich bewundere Menschen wie Mahatma Gandhi, die mit ausschließlich friedlichen Mitteln „Kriege“ führten und dabei erfolg-

reicher waren als hochgerüstete Gegner. Es ist richtig, daß die Deutschen eine starke Bundeswehr haben, um nicht – von wem auch immer – überrollt zu werden. Trotzdem habe ich Sympathie für meist junge Menschen, wenn sie aus nicht-ideologischen Gründen für den Frieden demonstrieren. Früher war es möglich, den Dienst bei der Bundeswehr zu verweigern. Ersatzdienst in Kliniken oder sozialen Einrichtungen war die Alternative. Mein älterer Bruder Manfred entschied sich dafür.

Warum nicht? Allerdings bin ich ein strikter Gegner von denjenigen, die sich an allem vorbeidrücken wollen – aber die Vorzüge unseres Gemeinwesens in Anspruch nehmen.

Eine kardinale Dummheit war die Abschaffung der Wehrpflicht durch den damaligen Verteidigungsminister Guttenberg und Angela Merkel.

Die Schweiz ist ein durch und durch friedliches Land. Aber auch sie unterhält eine kleine aber starke Armee, in der alle Schweizer einmal dienen. Eine Armee wie ein Igel. Das finde ich großartig. Wie kann man es besser ausdrücken als mit dem Gedicht von Wilhelm Busch:

*Ganz unverhofft an einem Hügel
sind sich begegnet Fuchs und Igel.
„Halt“, rief der Fuchs, „du Bösewicht!
Kennst du des Königs Order nicht?
Ist nicht der Friede längst verkündigt,
und weißt du nicht, daß jeder sündigt,
der immer noch gerüstet geht?
Im Namen seiner Majestät,
geh her und übergib dein Fell.“
Der Igel sprach: „Nur nicht so schnell.
Laß dir erst deine Zähne brechen,
dann wollen wir uns weiter sprechen!“
Und allsogleich macht er sich rund,
schließt seinen dichten Stachelbund
und trotz getrost der ganzen Welt,
bewaffnet, doch als Friedensheld.*

Ein Märchen wird wahr

Das ist ein modernes Märchen – aber wahr. Vor unserer Bürotür steht ein ärmlich gekleideter, älterer Herr, fragt, ob ich einige Minuten Zeit für ihn habe. Habe ich eigentlich nicht – aber ich nehme mir sie. Meine sozialen „Antennen“ signalisieren mir: „Der Mann braucht Hilfe.“ Es geht schon unter die Haut, was er erzählt. Arbeitsplatz wegen Corona-Krise verloren, Frau verstorben, Kinder leben im Ausland. Jetzt droht die Kündigung der Wohnung.

Er hat von anderen gehört, daß Menschen in Not von unserem Büro geholfen wird.

Ich muß nicht lange nachdenken, verspreche ihm bei der Arbeitsplatzsuche zu helfen. Ich kenne viele Firmen-Inhaber. Das säumige Mietgeld von 4 Monaten zahlen wir und drei weitere Mieten im voraus. Außerdem sage ich ihm – bis er wieder Arbeit hat – Lebensmittel-Gutscheine im Wert von monatlich 250 Euro zu.

Der fremde Mann strahlt mich an.

Dann die faustdicke Überraschung, die mich fast umhaut: „Kein Wort von dem, was ich Ihnen erzählt habe, ist wahr. Ich bin Prokurist einer Hamburger Firma. Der Inhaber hat mich beauftragt, festzustellen, ob Sie wirklich ein Herz für arme Menschen haben.

Die Prüfung haben Sie glänzend bestanden. Mein Chef wird Ihnen ab sofort monatlich 1000 Euro für Ihre Arbeit überweisen.“

Ich kann es zunächst nicht glauben. Da zückt der Mann seine Brieftasche und blättert zehn 100-Euro-Scheine auf meinen Schreibtisch und verabschiedet sich.

Murats Fangemeinde

Murat hat zwei kleine „Fans“, 9 und 11 Jahre alt. Bo und Jano. Kinder aus der Nachbarschaft zu unserem Büro in der Hamburger Beethovenstraße. Sie kommen fast jeden Nachmittag zu Murat, unserem Büroleiter.

Murat, der selber einen schon großen Sohn hat, ist besonders kinderlieb. Immer hat er Süßigkeiten parat.

Aber das ist das Problem. Die Mutter der beiden Kinder ist strikt gegen Süßigkeiten. Absolut keine. Murat findet das ziemlich blöde. Ich auch. Zu viele Süßigkeiten – natürlich ist das nicht gut. Aber kein Kind wird gesundheitlichen Schaden nehmen – bei hin und wieder ein wenig Schokolade oder Gummibärchen.

Murat und die beiden Kinder haben ein Geheimabkommen. Keiner der zwei darf jemals verraten, daß es hin und wieder Schokolade und Gummibärchen gibt.

Und wirklich – die Kinder schweigen eisern.

Da ist noch Loana. Eine kleine Farbige aus Togo. Bei ihren Besuchen im Büro kommt immer dieselbe Frage an Murat: „Hast du was Süßes?“

Und egal was Murat an Süßigkeiten parat hat, immer dieser Satz: „Oh, Mann, Murat – Nappos, Gummibärchen, Bonbons oder Kinder-Schokolade – das ist mein Lieblings-Süßes.“

Loanas Mama hat damit keine Probleme. Sie möchte nur nicht, daß es aussieht wie Betteln. Deswegen bringt sie hin und wieder einen selbstgebackenen Kuchen bei uns vorbei. Also kann Loana auch wieder fragen: „Hast du was Süßes?“, und sofort wieder jubeln: „Oh Mann, Murat, das ist mein Lieblings-Süßes.“

Bo und Jano freuen sich im November schon auf Weihnachten – auf Geschenke. Nur eines – das finden sie ziemlich langweilig. Der Weihnachtsbaum hat keine Schokoladen-Kringel. Da muß Murat wieder „an die Front“.

Sozialismus wichtiger als die Eltern

In den Akten der Stasi war es schwarz auf weiß zu lesen. Der 18 Jahre alte Dorian F. hatte seine eigenen Eltern ausspioniert. Sie galten dem kommunistischen Nachrichtendienst als „unzuverlässig, hatten jahrelange Kontakte zu der westdeutschen Exil-CDU und versuchten, Dorian davon abzubringen, der FDJ beizutreten, wollten für den Sohn Konfirmation statt Jugendweihe. Aber Dorian entwickelte sich mehr und mehr zu einem fanatischen Kommunisten, warf den Eltern vor, den „Sieg des Sozialismus“ über den „bösen Kapitalismus“ zu behindern.

„Ihr seid meine Eltern. Aber der Kommunismus ist mein Leben“ – sagte er.

Der örtliche SED-Sekretär ermunterte ihn: „Für unsere große Idee muß man auch zu Opfern bereit sein“.

Dorian fand das auch. Am liebsten wäre er zuhause ausgezogen. Wann immer die Eltern West-Fernsehen sahen – er schrieb es auf. Sogar die Post von Verwandten aus dem Westen schnüffelte er durch. Und wurde darin Kritik am „Arbeiter- und Bauernstaat“ geübt – auch das erfuhr die Stasi. Für die Eltern war die „DDR“ die Hölle. Der Vater verlor seinen Arbeitsplatz als Ingenieur, die Mutter als Kindergärtnerin. Der Sohn: „Die sozialistische Erziehung fängt im Kindergarten an. Da mußt du dich nicht wundern, wenn dir der Arbeitsplatz genommen wird“.

„Du stehst auf der Seite von Verbrechern und nicht zu deinen Eltern“ – sagte die Mutter. Dorian meldete es. Gerichtsverfahren.

Ein Jahr Gefängnis. „Da hast du noch Glück gehabt!“ – sagte der Sohn.

Dann fiel die Mauer. Für Dorian zerbrach ein Traum. Drei Jahre später konnten die Eltern ihre Stasi-Akte einsehen – und waren geschockt. Der eigene Sohn als Spitzel.

Die Eltern trennten sich von Dorian, er mußte die Wohnung verlassen, war inzwischen 26 Jahre alt.

Er schloß sich der PDS an. Als dort bekannt wurde, daß er seine eigenen Eltern bespitzelt hatte, verlor er selbst da anfängliche Sympathie. Er war ursprünglich als „überzeugter Genosse“ sogar als Kandidat für den Bundestag vorgesehen. Das platzte.

„Sohn ist Sohn“ – sagten Verwandte. Doch das sahen die Eltern anders. Bis heute lehnen sie jeden Kontakt zu Dorian ab. Ich kann es verstehen.

Auch in Bremen gibt es einen „Trevi-Brunnen“

Die zwei italienischen Steppkes waren sich sicher, daß sie keiner bemerkt. Beim Fischen von Kleingeld aus dem berühmten Trevi-Brunnen in der ewigen Stadt – in Rom. Der Größere der beiden angelte mit einem Nylon-Catcher Münzen aus dem Wasser, der andere schob Wache. Es war schon Mitternacht. Eine knappe halbe Stunde waren sie erfolgreich, hatten einen ganzen Beutel voll mit Münzen. Damit flitzten sie davon. Glück gehabt. Denn normalerweise wird der Trevi-Brunnen Tag und Nacht bewacht. Immerhin werfen Touristen dort Tag für Tag rund 4000 Euro ins Wasser. Nicht traurig sein, wenn sie Rom nach dem Urlaub wieder verlassen müssen. Augen schließen und eine Münze über den Kopf ins Brunnenwasser werfen. Dann ist die Wiederkehr nach Rom gewiß.

Im Jahr kommen so etwa 1,5 Millionen Euro zusammen. Erfunden hat die Münzwerferei der deutsche Archäologe Wolfgang Helbig (1839-1915). Als Professor und Kunsthändler lebte er 50 Jahre in Rom und war mit einer steinreichen russischen Prinzessin verheiratet. Das Paar gab rauschende Feste. Bei einem dieser Feste wurde die Idee geboren. Das Geld sollte den Armen zugute kommen.

Später gab es Streit. Die Stadtverwaltung wollte das Geld für sich behalten. Für bessere Straßen und die Müllabfuhr, die kirchliche Hilfsorganisation Caritas für die Armen.

Die Kirche setzte sich durch. Sie betreut 51 Sozialprojekte für Menschen in Not, Obdachlose, Zigeuner, gestrandete Flüchtlinge und Frauen, die vor ihren aggressiven Männern geflohen sind.

Jeden Morgen in aller Frühe schickt die Caritas zwei mit Spezial-Saugern ausgerüstete Männer zum Abfischen an den Brunnen.

Das Geld liegt nicht auf der Straße. In Rom liegt das Geld im Wasser.

Vom Trevi-Brunnen hatte ich als 10jähriger Bremer Junge nichts gehört. Aber in Bremen gibt es auf dem Marktplatz auch einen „Geldbrunnen“. Mit meinem Freund Peter versuchten wir dort auf „Fischfang“ zu gehen. Ein resoluter Blumenhändler „Ich hau euch gleich den Arsch voll, wenn ihr nicht abhaut“. Er meinte es ernst, und wir sausten davon. Aber 3 Mark 50 hatten wir in der Tasche.

Als ich Mitte der Siebziger das erstmal in Rom war und den Trevi-Brunnen sah, kam sie wieder – die Erinnerung an unseren „Trevi“ in Bremen. Immerhin 3 Mark 50.

Die Nadel im Heuhaufen

Eine halbe Stunde war ich schon mit dem Leihwagen auf der Insel Lanzarote gefahren. Keine Menschenseele. Anfang der Siebziger noch wenig Tourismus auf der felsigen Kanaren-Insel. Am Rand der gut asphaltierten Straße ein Anhalter. Der einzige Mensch weit und breit. Ich stoppte, ließ ihn einsteigen. Wir begannen eines der üblichen Touristen-Gespräche. Wetter, Unterkunft, Essen.

Nach wenigen Sätzen war ich mir sicher – den Mann muß ich von irgendwo her kennen. Aber das Gesicht völlig fremd. Seine Stimme – die war es, die vertraut klang.

Vorsichtig tastete ich mich heran, fragte ihn nach seinem Beruf. Die Antwort „Journalist“. Jetzt war mir klar und ich sagte: „Dann sind Sie Heiko Meister von der BILD-Zeitungs-Redaktion München“. Verdutzt sah mich der Berufskollege an. Ich gehörte der zentralen Nachrichten-Redaktion von BILD in Hamburg an. Von dort aus hatte ich unter anderem die Münchener Außenredaktion zu betreuen. Täglich wohl ein Dutzend Telefonate. Und mein Ansprechpartner war immer mein in Lanzarote am Straßenrand aufgefisheter Heiko Meister, den ich in Deutschland nie gesehen hatte, nur vom Telefon kannte.

Solch ein Zufall – das ist wohl vergleichbar mit der zu suchenden Nadel im Heuhaufen.

Das Geheimnis der alten Wohnung

Ich habe großes Glück mit meiner Wohnung. Altbau. Direkt an der Hamburger Alster. Prachtige Stuckdecken und über 100 Jahre alte Parkett-Fußböden in allen Zimmern. Zwei große Balkone. Einer zur Alsterseite, der andere – etwa 20 Quadratmeter – nach hinten, mit Blick auf parkähnliche Gärten und ruhig wie auf dem Lande. Fragen Sie mich bitte nicht nach der Miete. Sie ist fast unanständig günstig. Mein Mietvertrag ist von 1985. Damals war die gewerkschaftseigene Versicherung „Volkswohl“ Hausbesitzer. Durch Vermittlung von Dr. Horchem, SPD-Mitglied und Chef des Landesamtes für Verfassungsschutz, hatte ich sie bekommen. Seine ehemalige Sekretärin wurde nach seiner Pensionierung meine Sekretärin im Springer-Verlag. Daher der Kontakt.

Wenn alte Wohnungen oder Häuser sprechen könnten. 130 Jahre alt ist das Haus. Mehrere Generationen haben dort gewohnt. Die Bomben im II. Weltkrieg verschonten das Haus wie ein Wunder. Ringsherum war fast alles in Schutt und Asche zerfallen. Im Januar 2020 erfuhr ich diese Geschichte: Eine Anwalts-Familie hielt in der Wohnung eine jüdische Frau versteckt. Von 1939 bis zum Herbst 1942. Das Anwalts-Ehepaar war mit dem einzigen Sohn nach Lübeck gefahren. Dort starben sie bei einem nächtlichen Angriff. Wie mag der jüdischen Frau wohl zumute gewesen sein, als ihre Beschützer auch nach Tagen nicht zurückkamen? Die Polizei brach die Wohnungstür auf und entdeckte die 1897 geborene Alma Möller. „Ich bin eine Tante“,

sagte sie. „Eine Sau bist Du“, brüllte ein Polizist, der sie von früher kannte.

Alma Möller starb 1942 in Auschwitz.

Ich möchte nicht, daß Alma Möller ganz in Vergessenheit gerät. Ich habe Geld für einen „Stolperstein“ gespendet. Das sind kleine Messingtafeln, die vor dem Wohnhaus in das Gehwegpflaster eingelassen werden. Darauf die Namen und das Alter der einstigen jüdischen Bewohner und der Name des Konzentrationslagers, in dem sie ermordet wurden.

Corona hat auch das Klima umgebracht

Machen wir nicht jeden Blödsinn bei der Klima-Hysterie mit – dann steht der Weltuntergang vor der Tür. Die naseweise Göre Greta wollte als unausgegorenes Mädchen den Nationen vorschreiben, was sie beim Thema Klima zu tun und zu lassen haben. Die Zeitungen voll, Sondersendungen in Rundfunk und Fernsehen. Kein Thema ist wichtiger. Milliarden-Beträge werden für eine fragwürdige Sache bedenkenlos eingesetzt. Skeptiker werden ignoriert, heruntergemacht oder böseartig verteufelt. Klima, Klima über alles.

Und dann kam Corona. Über Nacht – wie unwichtig wurde das Thema Klima schlagartig. Schluß mit der Klima-Hysterie, Schluß mit dem Höhenflug der Grünen und Grünen-Chef Habeck, der sich schon als Kanzler sah. Von wegen Volkspartei. Jetzt zahlt sich aus, daß wir die Grünen seit Jahren unter Dauerbeschuß halten. Corona ließ zwar die Menschen sterben wie Fliegen – aber die Umwelt wurde so sauber wie seit Jahren nicht mehr. Ein Genie muß keiner sein, wenn festzustellen ist, daß Umwelt in jedem Fall Ende der Vollbeschäftigung heißt, sozialer Abstieg, stärkere Armut. Sterile Umwelt gibt es nicht zum Null-Tarif. Kein vernünftiger Mensch ist gegen den Schutz unserer Umwelt. Die Verpestung der Meere durch Plastiktüten ist ein Verbrechen. Stinkende Abgase müssen nicht sein. Aber es ist eine faustdicke Lüge, wenn selbsternannte Klima-Päpste behaupten, daß die Klima-Erwärmung durch Menschen gemacht wird und wir es in der Hand haben, die Temperatur um 2 Grad zu senken. Es stimmt auch nicht, daß die Erwär-

mung des Klimas in jedem Fall ein Unglück ist. Grönland hieß früher Grünland. Erdbeeren und Wein gediehen ganz großartig. Die Wärme war Segen, kein Fluch. Und warum wird hartnäckig verschwiegen, daß Kälteperioden den Menschen Hunger, Tod und Völkerwanderungen gebracht haben und der Einfluß des Menschen auf das Klima nachweislich ganze 2 Prozent beträgt?

Systematisch wurde den Menschen seit Jahren eingeredet „Es gibt kein wichtigeres Thema als das Klima“. Corona hat diese Lüge schlagartig beendet. Ich bin neugierig, ob nach dem Ende der Corona-Seuche das Thema Klima die Menschheit noch einmal so verrückt machen kann wie vor Corona.

Die arme Tecke

Bei Tecke im Oberstübchen tickte es nicht richtig. Tecke war Magd bei Bauer Petersen in Schleswig-Holstein. Ganz oben. In Nordfriesland, dicht an der Insel Sylt.

Komisch – aber damals gab es in vielen Dörfern einen Dorf-Deppen. Arme Geschöpfe waren das. Meist als billige Arbeitskräfte schamlos ausgenutzt. Mit Glück hatten sie die Nazizeit überlebt. Die entschieden, wer lebenswert war und wer nicht. Schreckliche Dinge spielten sich ab, wenn geistig Behinderte abgeholt wurden.

Aber was wußten wir als Kinder schon davon? Ich war alles andere als ein braves Kind – und die arme Tecke mußte darunter leiden. Sie hatte ihre Kammer zum Innenhof des Gutshauses. Tecke war schreckhaft – und das nutzte ich schlechter Groschen aus. Bei Einbruch der Dunkelheit stülpte ich mir ein weißes Bettlaken über, klopfte an Teckes Fenster und brummte mit verstellter Stimme: „Tecke, ick bin de Dübel und drei di dat Genick um.“ Wir sprachen damals plattdeutsch und das hieß übersetzt soviel: „Tecke, ich bin der Teufel und dreh dir das Genick um“.

Tecke schrie mit schriller Stimme: „Dübel, lot mi tofreden.“

Aber der Dübel ließ das arme Geschöpf nicht zufrieden und klapperte laut mit zwei Pöten um den Auftritt akkustisch zu untermalen. Klatsch – hatte ich einen weg. Bauer Petersen hatte den Krach gehört und

mit einer schallenden Ohrfeige den Auftritt des Dübels beendet und die arme Tecke konnte einschlafen.

Aber Tecke blieb nicht viel Zeit zum Verschnaufen. Eine Kuh hatte gekalbt, und die wenig appetitlich anzusehende Nachgeburt lag im Stall. Ich besorgte mir einen Blecheimer und tat so, als wäre die Nachgeburt drin. Ich sagte: „Tecke dat is de Blos von de Kau.“ Tecke, das ist die Blase von der Kuh. Dann schnappte ich mir einen Stock, schlug gegen den Eimer, und die wilde Hatz begann. Ich mit meinen neun Jahren durchs halbe Dorf hinter Tecke her. Dorfbewohner stoppten mich.

Ich war als Ferienkind bei Bauer Petersen. Damals – in der Nachkriegszeit – wurden Stadtkinder zur Erholung aufs Land geschickt. Viele Kinder hatten nie zuvor in ihrem Leben eine Kuh gesehen – Hühner, Enten, Gänse. Sie konnten sich satt essen und waren an der frischen Luft. Irgendwann hatte ich den Bogen überspannt mit Tecke. Beim Mittagessen hatte ich auf das auf dem Tisch stehende Essen gezeigt und ihr zugeflüstert: „Fret dat nich, dat is de Blos von de Kau.“ Friß das nicht. Das ist die Blase von der Kuh“.

Noch am selben Tag setzte mich Bauer Petersen in den Bus gen Heimat – zurück nach Kiel. Ich durfte nie wieder Ferien auf dem Bauernhof machen. Gut für Tecke. Heute schäme ich mich, daß ich dieses arme Geschöpf als Kind so peinigete.

Der erste Urlaub meines Lebens

Der erste Urlaub meines Lebens. 19 Jahre alt. Für die bestandene Schriftsetzer-Ausbildung spendierte mir meine Mutter zwei Wochen Winterurlaub in Grainau am Fuße der Zugspitze. Später konnte ich durch meinen Beruf als Journalist fast die ganze Welt sehen. Traumhafte Landschaften, ungewöhnlich dicke Menschen und fremde Kulturen. Nichts ist mir besser in Erinnerung geblieben als dieses malerische Dorf in Bayern.

Wir fuhren mit dem Zug von Bremen bis München – dann umsteigen in den Zug nach Grainau. Ich hatte nie zuvor Berge gesehen. Schon die Zugfahrt war für mich ein Erlebnis. Da tauchten die ersten schneebedeckten Berge auf, bayerische Landhäuser, wunderbare Kirchen mit Zwiebeltürmen.

In Grainau stiegen wir in der Pension Buchenhain ab. Klein, sauber, zentral gelegen, billig. Toiletten und Duschen auf dem Flur. 19 D-Mark pro Zimmer die Nacht. Frühstück im Preis inbegriffen. Für mich ein Paradies. Am schönsten fand ich das Kreuzeck. 1700 Meter hoch – mit gut ausgebauten Spazierwegen. Einen zwölfstündigen Ski-Kursus machten wir mit. Der geborene Skiläufer war ich aber nicht.

Eine Busfahrt von Garmisch nach Innsbruck gehörte zu den Höhepunkten der Reise. Wohin soll man zuerst sehen? Alles kam mir traumhaft schön vor.

14 Tage vergingen in Windeseile. Wie gern hätte ich verlängert. Bis heute bin ich dem kleinen Grainau treu

geblieben. Gewechselt habe ich die Unterkunft. Hotel am Badersee. Mitten im Wald. Ein kleiner Forellensee – Blick auf die Zugspitze. Im Hotel am Badersee habe ich mehrere Bücher geschrieben, Kongresse der Konservativen durchgeführt, Urlaub gemacht, war Dauergast auf der kleinen Kegelbahn und ließ mich von der bayerischen Küche verwöhnen. Knusprig gebratene Ente mit Kartoffel-Knödeln, mein Lieblingsgericht am Badersee.

Mit meiner Liebe zu Grainau steckte ich mehrere Freunde an. Martin Schullerus, einer meiner liebsten Freunde, heiratete in Grainau seine Ulli, feierte im Hotel am Badersee. Bei Tagungen ließ ich immer einmal den ganzen See in dunkelrotes bengalisches Licht verzaubern. Dazu drei Alphornbläser. Bilder aus einer anderen Welt. Bei manch einem Tagungsteilnehmer kullerten Tränen. Mit einsamen Konservativen fuhr ich Weihnachten nach Grainau. Die Bilderbuch-Kapelle und der Weihnachts-Gottesdienst, brechend voll. Aber wir kamen immer früher als die anderen, hatten dadurch die besten Plätze. Nach dem Gottesdienst versammelt sich die Gemeinde auf dem Bergfriedhof. Kleine Christbäumchen mit brennenden Kerzen auf den Gräbern. Dann eine Blaskapelle. Zum Schluß „Stille Nacht“. Alles in das Licht von Fackeln und Kerzen getaucht. Schöner Weihnachtsfest habe ich nicht erlebt. Eines ist gewiß. Ich bleibe Grainau treu.

Die Schatzsuche und das Baumhaus

Die kleine Kapelle auf dem Osterholzer Friedhof war voll mit Trauergästen. Mein Freund und Klassenkamerad Peter Bartels war nach langem Kampf gegen den Krebs gestorben. Erinnerungen an die Kindheit wurden wach. Wir bauten uns ein Floß, wollten damit über den großen Teich nach Amerika schippern. Die große Reise wurde aber schon im Bremer Industriehafen von der Wasserschutzpolizei beendet. Peters Vater war Steward auf der Bremen, die regelmäßig von Bremerhaven nach New York fuhr. Was der mit der Bremen kann – das schaffen wir auch mit dem Floß.

Schatzsuche – ein anderes Thema. Ich redete Peter ein, daß im landwirtschaftlich geprägten Blockland in Bremen alte Schätze vergraben sind. Ich sagte das so oft, daß ich schließlich selber dran glaubte.

Ausgerüstet mit zwei Schaufeln buddelten wir wie wild in der Erde. Aber außer einigen Tierknochen – von Schätzen keine Spur.

Nach der Schatzsucherei träumten wir von einem eigenen Baumhaus. Ein Kleingartengebiet in der Nähe erschien uns dafür ideal. Genügend Bretter hatten wir uns bald besorgt An einem schulfreien Tag zimmerten wir 10jährigen Knirpse tatsächlich ein Baumhaus – jedenfalls nannten wir es so. Die Attraktion des Baumhauses – eine Strickleiter. Aus einer Wäscheleine meiner Mutter.

In rund 10 Meter Höhe fühlten wir uns in dem Baumhaus prächtig.

Gleich neben dem Baumhaus war ein großer Heuhaufen von Bauer Bosse. Aus fünf Metern Höhe sprangen wir immer wieder vom Baum in das Heu. Wie erbärmlich arm sind dagegen doch heute Kinder dran, deren Hauptvergnügen das Internet ist, Phantasie- und Kindheitskiller.

Mit unseren klapperigen Fahrrädern machten wir weite Ausflüge – bis zu 40 Kilometer. Wir hatten die verrosteten Drahtesel ein wenig mit bunter Ölfarbe angepinselt und fanden sie wunderschön.

Mit Peter hatte ich eine schöne Kindheit. Manchmal träume ich von ihm – und dann werden sie wieder wach – die Erinnerungen an eine wunderschöne Kindheit.

Gutenberg ist nicht mehr gefragt

Das war schon fast so wie ein feierlicher Vorgang bei einem Gottesdienst. Der schwere Setzkasten mit der englischen Schreibschrift wurde von Schriftsetzermeister Wilhelm Bosse aus dem Setzkasten-Regal gehoben. Ein Kunde wollte Visitenkarten und Briefbogen in englischer Schreibschrift. Das war besonders fein. Die bleiernen Buchstaben wurden Stück für Stück mit einer hölzernen Pinzette in den Winkelhaken gehoben und zusammengefügt. Ein Kasten mit dieser Schrift kostete die stattliche Summe von fast 6000 D-Mark.

Da durfte ein Lehrling nicht ran. Mein Lehrbetrieb, der Bremer Weser Kurier, hatte Dutzende verschiedener Schriften – dazu eine eigene Schrift-Gießerei, in der oft gebrauchte Plakat-Buchstaben in Blei gegossen wurden.

Die Ausstattung einer Setzerei mit einer ausreichenden Zahl von Schriften kostete ein kleines Vermögen. So war es seit 500 Jahren – seit Gutenberg den Buchdruck erfand.

Alles vorbei. Schon vor 15 Jahren wurden kleine Computer-Disketten erfunden. Auf einer Diskette – mehr als 200 Schriften zum Preis von 50 Cent. Und die Qualität der Computerschrift war von der aus Blei nicht zu unterscheiden. Bei uns im Büro steht ein Kopierer, mit dem in Top-Qualität farbige Drucke gemacht werden können, für die in früherer Zeit große Farb-Druckmaschinen erforderlich waren.

Alles was ich in drei Jahren als Schriftsetzer gelernt habe, ist Schnee von gestern. Nachtrauern muß man den alten Gutenberg-Zeiten nicht. Der teure Druck-Luxus von einst wurde in Pension geschickt.

Von wegen „Nur-Mutter“

Ich bin – wie die Linken meinen – der typische deutsche Spießbürger. Ich esse gern Bratwurst mit Sauerkraut, Rinderbraten und besonders gern Rouladen mit Klößen. Ich mache gern Urlaub im Harz oder in Bayern und sehe fast jeden Abend die Tagesschau. Ich kaufe mir auch aus Prinzip kein ausländisches Auto, sondern nur deutsche. Ich sage „Danke“, wenn mir jemand hilft und nehme Hilfe nicht als selbstverständlich an oder fordere sie sogar. Ich bin gegen eine totale Rundum-Betreuung durch den Staat und glaube, daß ein Privatmann der bessere Unternehmer ist als der Staat. Obwohl ich selber Junggeselle bin, halte ich eine Ehe mit mehreren Kindern für ideal. Ich finde es traurig, daß rund ein Drittel aller Ehen in die Brüche gehen, und ich halte alte Menschen nicht für Ballast, sondern für das beste Kapital, das die Nation hat. Das Kapital heißt Lebenserfahrung. Auf die naseweise Beserwisserei der Linken und der grün lackierten Klugscheißer pfeife ich.

Ich bin überzeugter Christ und halte Esoterik für Humbug.

Ich bin auch der Meinung, daß berufslose Politiker unerträglich sind. Claudia Roth war „Managerin“ einer Jazz-Band. Was für ein Beruf. Und der neunmal-kluger Ex-Juso-Vorsitzende Künast. Nicht einmal „Manager“ einer Jazzband. Der ist gar nichts – außer SPD-Generalsekretär.

Zu faul, zu dämlich, zu unster, zu gierig auf dicke Politiker-Diäten. Es gibt viele Gründe. Ich lasse mich

gern Spießbürger nennen, wenn mir ein Bäcker- oder Schlossermeister im Parlament wertvoller ist als diese berufslosen Hallodries.

Noch ein Wort zum Thema „Nur-Mutter“. Wenn sich ein Ehepaar dafür entscheidet und es sich finanziell erlauben kann, daß die Ehefrau nicht arbeitet, um nur für die Kinder dazusein – dann finde ich es ganz großartig. Ich bin ohne Vater aufgewachsen – und meine Mutter mußte fast rund um die Uhr arbeiten. Es war normal, daß wir Kinder unser Essen selber machen mußten. Ich habe Freunde beneidet, bei denen die Mutter im Haus war, wenn Schulschluß auf der Tagesordnung stand.

Die Verächtlichmachung und das Naserümpfen über „Nur-Mütter“ ist eine besonders schäbige Variante der Diskriminierung von Frauen. Ausgerechnet von denen, die doch angeblich die wahren Vertreter von Frauenrechten sind. Entscheidet sich eine Frau für berufliche Karriere – in Ordnung. Jeder muß das selber wissen. Aber eine „Nur-Mutter“ ist für mich nicht weniger wichtig als eine Doktorin.

So machte es Bauer Petersen

Da habe ich mich richtig geschämt. Junger Soldat war ich. Bei der Luftwaffe in Lauda (Tauberbischofsheim). Ich sage es ungern – aber es war so. Ich kaute an meinen Fingernägeln. Eine schreckliche Angewohnheit. Es war im Restaurant „Zum Goldenen Hirschen“ – da sagte mir der gemütliche, dicke Wirt: „Joachim, Du bist ein so netter und hübscher Junge. Aber warum kaust Du Fingernägel?“ Das saß, ging unter die Haut – und ich schämte mich. Warum hat man so eine schlechte Angewohnheit? Nervosität? Ich hab mich im Internet schlau gemacht – und war baff. Bis zu 45 Prozent der Heranwachsenden kauen an den Fingernägeln. Angeblich Stress und Anspannung die häufigste Ursache. Viele Ratschläge zum Abgewöhnen des Fingernägel-Kauens gibt das Internet. Übel schmekkenden Nagellack auftragen – bis hin zur ärztlichen Behandlung. Alles Mögliche.

Bei mir genügte der dicke Wirt vom Goldenen Hirschen. Von da an war Schluß mit der Kauerei. Leider habe ich kein Talent, die Nägel zu feilen oder zu schneiden. Ich gehe alle sechs Wochen in ein Nagel-Studio – 5 Euro. Aber ich zahle es gern. Es achtet doch fast jeder auf gepflegte Hände. Eine Ausnahme kommt mir da in den Sinn. Bauer Petersen aus Nordfriesland. Auf seinem Hof machte ich als Stadtkind aus Kiel „Ferien auf dem Lande“. Bauer Petersen hatte Hände wie Grabschaufeln so groß und Fingernägel wie Krallen. Wenn sie nicht von alleine abbrachen, nahm er ein kleines Kartoffelschäl-Messer – und das war's.

Die Schlampe mit dem goldenen Herzen

Was für eine Frau. Auf der einen Seite Schlampe – auf der anderen halb Heilige.

Nachbarin war sie. In Kiel. Einen Haushalt wie ihren – den gab es wohl nur einmal. In der Küche türmte sich schmutziges Geschirr. Einen Staubsauger hielt sie für überflüssig und – es stimmt wirklich – sie roch „streng“. Sich duschen oder zumindest zu waschen – Fehlanzeige. Plünnsammlerin war sie. Heute nennt man so etwas „Messi“. Das ist eine krankhafte Sammelleidenschaft. Nichts kommt in den Müll. Vielleicht ist es ja irgendwann noch zu gebrauchen. Alte Autoreifen, zwei Kinderwagen. Unmengen leerer Flaschen und Berge von Papier. Ja – sie war eine Schlampe, und sie wurde auch so genannt.

Aber das war nur die eine Seite dieser ungewöhnlichen Frau. Schlampe hin, Schlampe her. Sie hatte ein Herz aus Gold. Sie kaufte für kranke Nachbarn ein, half Kindern berufstätiger Eltern bei den Schularbeiten, machte für andere Behördengänge – und würde sie mit der Sauberkeit nicht auf Kriegsfuß stehen sie hätte auch die Wohnungen bettlägeriger Nachbarn geputzt. Dumm war sie nicht. Im Gegenteil. Oberstudienrätin a.D. Kinder hatte sie keine, war geschieden. Der Mann hatte ihre Messi-Sucht nicht mehr ertragen.

Einmal war sie für wenige Tage eine Art Stadt-Prominente. Sie war gerade im Supermarkt, als ein Strolch mit gezogener Waffe von der Kassiererin die Kasse forderte. Sie gab dem Ganoven einen so kräftigen Stoß,

daß er auf den Boden fiel. Sie auf ihn. Schlug ihm die Faust so kräftig ins Gesicht, daß er einen Moment bewußtlos wurde.

Die Kassiererin hatte inzwischen die Pistole gegriffen. Die Polizei kam schnell. Der Ganove stellte sich als Serienräuber heraus. Die mutige Schlampe mit dem goldenen Herzen war für einen Tag der Star von lokalen Medien.

Nach seiner Verurteilung besuchte ihn die Schlampe im Knast, hatte sich vorgenommen, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Sie entschuldigte den Ganoven sogar: „Die Pistole war ja nur eine Schreckschuß-Pistole.“

Als Kind gefiel mir das Wort Schlampe zu gut. Aber ich benutzte es nicht mehr. Denn das hatte sie nicht verdient

Warum gibt es so viele Selbstmorde?

Kriminal-Oberkommissar Günther Br. von der Kripo Bremen hat schon oft in menschliche Abgründe gesehen. „Weichei“ – das kann in diesem Job keiner sein. Aber die junge, tote Frau mit dem weinenden Baby im Arm – das hat auch ihn tief bewegt. Einen Abschiedsbrief hatte die 25 Jahre alte Verkäuferin hinterlassen. „Ich kann nicht mehr den Gedanken ertragen, daß mein Mann eine andere Frau liebt. Dann besser sterben“. 1972 war das. Ich war junger Polizeireporter beim Bremer Weser Kurier und untersuchte für eine Reportage die Selbstmorde eines Jahres. Warum bringen Menschen sich selbst um? Ich wollte ein wenig tiefer bohren.

Das Thema ist heute nicht weniger aktuell. Jedes Jahr nehmen sich in Deutschland rund 10.000 Menschen das Leben. Das sind mehr als durch Verkehrsunfälle, Drogen und Aids zusammen! Die Art des Selbstmordes: Erhängen, Strangulieren, Ersticken, Gift, Überdosis von Tabletten. Rund 70 Prozent aller Selbstmörder sind Männer. Meist so um die 58 Jahre.

Selbstmord aus Liebeskummer, unheilbare Krankheit, Depressionen, Bankrott der Firma, Tod des langjährigen Ehepartners. Das sind die häufigsten Begründungen für Selbstmord.

Eine besonders schreckliche Selbsttötung erlebte ich in meinem engeren Bekanntenkreis. Eine Klassenkameradin hatte einen 18 Jahre alten Sohn. Er war stark depressiv. Das Gegenteil der lebenslustigen, freundlichen und meist lächelnden Mutter. Statt in Discos

oder in einen Sportclub ging der Junge schon mit 15 Jahren stundenlang auf Friedhöfe. „Da ist es so friedlich und ruhig“, sagte er.

An einem Sonnabend verabschiedete er sich kurz mit den Worten: „Ich geh nur kurz zu einem Klassenkameraden. In einer Stunde bin ich wieder zurück.“ Es wurde Mitternacht – und er war noch nicht da. Die Eltern befürchteten das Schlimmste. Sie wußten von seinem Drang zu Friedhöfen. Es war eine fast gespenstische Szene. Mit einer Taschenlampe schlichen die Eltern auf den nahegelegenen Friedhof – und dann das Bild, das sie bis ans Lebensende verfolgen wird. Der Sohn baumelte – Strick um den Hals – am Ast einer alten Eiche.

Einen Abschiedsbrief hatte er nicht geschrieben. Was haben wir falsch gemacht, hätten wir den Freitod nicht doch verhindern können? Es sind immer wieder diese Gedanken, die die Eltern verfolgen.

Wie unendlich verzweifelt muß ein Mensch sein, wenn er sich selber das Leben nimmt. Ich hoffe, daß diese armen Geschöpfe nach dem Freitod ihren Frieden finden. Nach christlicher Auffassung ist Selbsttötung eine Sünde. Ich glaube aber fest, daß unser Herrgott verzeiht und diese armen Menschen nicht von sich stößt.

Bei Heidemann brennt's

„Bei Heidemann brennt's“ – und schon liefen die Kinder der Finkenau in Bremen-Oslebshausen zum Haus von Schrotthändler Heidemann. Zu spannend, die Vorstellung, daß es bei Heidemann brennt. Der ehemalige Kommunist war ein aufrechter Mann, kein Fanatiker. Wohin mit den Schafen und Schweinen, die Heidemann in Ställen auf dem Hof untergebracht hatte? Die Enttäuschung war groß, wenn sich mein Schreckensruf – „Bei Heidemann brennt's“ als ziemlich geschmackloser Schabernack entpuppte. „Mudder Heidemann“ fand es gar nicht lustig, wenn ich ihr den roten Hahn auf dem Dach andichtete. „Der Junge ist verrückt“, kommentierte sie kurz und knapp, damals sogar ziemlich zutreffend.

Mudder Heidemann war mit praller Leibesfülle sehenswert. Sie hielt das Geld zusammen. Wenn wir Kinder – meist geklauten – Schrott verkaufen wollten, dann gingen wir zu Papa Heidemann. Der Alte war großzügiger. Er zahlte 5 Mark, sie gab höchstens 2,50 Mark. Der alte Heidemann war ein Kommunist mit großem Herz. Einer von zwei Kommunisten, die mir sympathisch waren. Der andere Kommunist war der Parlaments-Abgeordnete Stroganovs aus Lettland. Er hielt mich für eine Art Gleichgesinnten, verwechselte bei mir vermutlich sozial mit sozialistisch. Aus Israel brachte ich dem guten Stroganovs eine hölzerne Kassette mit, in der Wasser aus dem Jordan, ein Kreuz aus Olivenholz, ein kleiner Palmzweig und ein wenig Weihrauch lagen. Er strahlte über das ganze Gesicht. Seine Parteigenossen unkten: „Der läßt sich von Siegerist noch zum Christen umpolen.“

Als es darum ging, in Lettland eine Siegerist-Regierung nach gewonnener Wahl zu bilden, stimmten er und seine vier Parlaments-Kollegen geschlossen für mich. Das war schon eine eigenartige Wahl. Stimmen von Kommunisten für den Kommunisten-Fresser Siegerist. Gekaufte Stimmen aus dem eigenen Lager verhinderten die Regierungsbildung. Vergangen, vergessen, vorüber, vorbei.

Heute bin ich froh, daß es damals nicht klappte. Die von mir im Land bekämpfte Mafia hätte kurzen Prozeß mit mir gemacht.

Wenn ich mich wieder einmal über Putin geärgert habe, dann denke ich ganz schnell an Heidemann in der Finkenau und an den guten Strogonovs. Es gibt auch sympathische Rote.

Das war der gute Heini

Heini ist ein Original. Stammgast über viele Jahre im thailändischen Restaurant in der Passage des Hamburger Gänsemarktes. Heini – so um die 60 – ist alles andere als ein Adonis. Kurze, krumme Beine, eine rote Knollnase und nicht unbedingt eine geistige Leuchte. Aber – und das ist wichtiger – als alles andere an Heini: Er hat ein übergroßes Herz, ist ein durch und durch gutmütiger und lieber Mensch. Heini ist verliebt in Ningh, die kleine hübsche Kellnerin im Thai-Restaurant. Ningh ist unverheiratet, hat viele stille Verehrer und weiß ihre Schönheit zu nutzen. Auch bei Heini. Heini renoviert auf seine Kosten ihre Wohnung. Heini putzt bei ihr, Heini kauft für sie ein. Heini ist ihr Mädchen für alles. Fast alles. Denn zu nahe kommen darf Heini ihr nicht.

Aber Heini wäre dafür auch viel zu schüchtern. Er himmelt Ningh an. Heini strahlt vor Glück, wenn die kleine Thai-Maus sagt: „Heini ist mein bester Freund“. So hält sie Heini bei Laune.

Doch dann brach für Heini eine Welt zusammen. Ningh, 25 Jahre, verliebte sich in einen deutschen Gast. Heirat nach 6 Monaten. Ningh sagte zu Heini: „Ich würde mich freuen, wenn Du unser Trauzeuge bist“ und Heini strahlte. Als er bei der Hochzeitsfeier sogar einmal mit der Braut tanzen durfte, war die Welt für Heini wieder in Ordnung.

Die frisch Vermählten zogen in eine 4-Zimmer-Wohnung. Und wer renovierte die? Nicht schwer zu erraten. Heini war bis zum 65ten Lebensjahr Lagerist im

Hamburger Hafen. Mit 72 Jahren starb er an einer verschleppten Lungenentzündung. Bei der Beerdigung traf ich Lingh. Von ihr war ein prächtiger Kranz mit einer rosafarbenen Schleife. Darauf stand: Für meinen Heini. Ningh.

Ich vermute – Heini hat das von oben gesehen und wieder über das ganze Gesicht gestrahlt.

Der Poltergeist und Olga Wolga

Ein Poltergeist rumorte auf dem Dachboden des alten Gutshauses aus meinem Familienbesitz in Lettland. Das krachte, rumpelte als würde eine Herde Ochsen über die Bretter des Dachbodens galoppieren. Immer nur nachts. Das war unheimlich. Olga, eine gute doch abergläubische russische Freundin, die bei mir nur „Olga, Olga, Wolga, Wolga“ hieß, war überzeugt, daß sind die nicht zur Ruhe kommenden Seelen der sowjetischen Soldaten, die in diesem Haus gestorben sind. Das alte Haus aus den Dreißiger Jahren war nach dem Krieg als Hospital genutzt worden.

Irgendwann wurde es mir zu bunt – und ich wollte der Sache auf den Grund gehen. Beißender Gestank schlug mir auf dem dunklen Dachboden entgegen. Im Licht meiner Stabtaschenlampe verfäulte Trauben, angefressene Ratten und anderes Getier, von dem nicht mehr zu erkennen war, worum es sich handelte. Olga Wolga war mir vorsichtig gefolgt, flüsterte leise: „Der Herrgott steh mir bei.“ Ich konnte nicht anders, mußte lachen. Aber sie ging mit auf den dunklen Dachboden. In einer Ecke stand – wer weiß seit wie vielen Jahren – eine Vogelscheuche. Gekleidet wie eine lettische Bäuerin. Olga schrie vor Schreck auf: „Ein Geist“. Nur langsam beruhigte sie sich. Tags darauf bat ich einen Landwirt aus der Nachbarschaft sich die Sache einmal anzusehen. Für ihn war sofort klar – ein Steinmarder. „Die sind nachtaktive und vor allem beim Liebespiel können diese kleinen Biester einen Riesen-Spektakel machen.“

Er stellte eine Marder-Falle auf. Ein Stück Rindfleisch sollte das Tier in die Falle locken. Es dauerte drei Tage – da schnappte die Falle zu und der Marder saß hinter Gittern.

Ich hätte nie geglaubt, daß ein Marder so groß sein kann. Ungefähr ein halber Meter die Körperlänge. Schwanzlänge vielleicht 30 Zentimeter. „Den werfen wir mit dem Käfig in den Fluß und lassen ihn absaufen. Sonst kommt er immer wieder“. Olga Wolga protestierte sofort, und auch mir war das nicht recht. Ich fuhr mit Olga Wolga und dem Steinmarder in die 16 Kilometer entfernte Kreisstadt Jelgava. Auf dem Friedhof der evangelischen Kirche ließen wir ihn laufen.

Olga Wolga wollte sicher sei, daß durch das Tier auf meinem Dachboden keine „schlechte Energie“ zurückgeblieben war. Angeblich konnte sie das mit einer Art Pendel herausbekommen. Ein hölzerner Griff, daran befestigt ein Stück Metall – wie ein auf dem Kopf stehendes L.

Jetzt ähnelte sie selber einem Nachtgespenst, wie sie da leise vor sich hinmurmeln über den Dachboden schlich. Mal hörte ich: „Oh, gute Energie“. Dann wieder: „Oh, schlechte Energie“.

Fazit: Sie riet mir, den Boden mit Weihwasser zu besprengen und war sicher: „Dann gibt es keine schlechte Energie mehr in dem Haus.“

Olgo, Olga. Wolga, Wolga. Eine gute Seele – aber ein ganz klein wenig plem, plem.

Wie lange willst „Du“ krank sein?

Wer einige Tage blau machen wollte – der ging in Bremen-Oslebshausen zu Dr. Schulz. Er fragte als erstes: „Wie lange willst du zu Hause bleiben?“ Er duzte jeden Patienten. Alle liebten Dr. Schulz. Er war Hausarzt, seelischer Fußabtreter, geduldiger Zuhörer und verheiratet mit einer dummen Pute – wie ich finde. Sie ließ sich nur mit Frau Doktor anreden, war geschminkt wie eine thailändische Tempeltänzerin – und jeder Patient stellte sich die Frage: „Wie konnte Dr. Schulz nur diese Frau heiraten?“ Stellte sie das von ihrem Mann angeordnete Rezept aus, machte sie ein Gesicht, als müsse sie das verordnete Medikament aus eigener Tasche zahlen. Freundlich war sie nur zu den Patienten, die ihr ein kleines Geschenk machten. Blumen oder Pralinen.

Keine Arzt-Praxis war voller mit Patienten als die von Dr. Schulz. Aber es gab niemanden, der sich über lange Wartezeiten beschwerte. Und der gute Dr. Schulz nahm sich für jeden Zeit. Erst einen kleinen Klönschnack über Gott und die Welt, ein wenig Fußball-Neuigkeiten bei den männlichen Patienten, Kinder, Enkelkinder bei den weiblichen.

Ob privat versichert oder gesetzlich. Er machte keine Unterschiede. Er gab jedem Patienten das Gefühl, besonders von ihm beachtet zu werden.

Als er aus Altersgründen die Praxis aufgab, war bei seinen Patienten eine kleine Staatstrauer angesagt. Ein

anderer Arzt führte die Praxis weiter. Aber so einen wie den guten, alten Dr. Schulz – den gab es nicht mehr.

Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, mit seinem freundlichen Gesicht, der dicken Hornbrille und einer zum Schmuck auf dem Schreibtisch liegenden Meerschampfeife.

Andrea, Drea Humpel

Kinder können grausam sein. Ich erinnere mich an das achtjährige Mädchen mit einem Holzbein. Andrea. Sie hatte bei einem Verkehrsunfall das rechte Bein verloren. Oberhalb des Knie-Gelenks. In den Fünfigern war das. Die Orthopädie war noch nicht sehr weit. Es gab nur ein Holzbein. Mit Gelenk? Von wegen. Ein simples Holzbein. Es dauerte Monate, bis Andrea mit dem künstlichen Bein einigermaßen laufen konnte. Scheuern, Entzündungen, Druckschmerz. Die Kleine war ein sensibles Kind. „Was werden die anderen Kinder sagen, wenn ich mit einem Holzbein in die Schule komme?“ Als hätte sie geahnt, was auf sie zukommt. Die meisten Klassenkameradinnen und Kameraden akzeptierten Andrea. Aber nicht alle. Einer sagte: „Ich möchte sehen, wie Du mit Deinem Holzbein am Sportunterricht teilnehmen kannst. Ein Humpelbein, Andrea, Drea Humpel – Andrea Humpelbein. Andrea, Drea Humpel – Du bist ein lahmes Schwein“.

Zu Hause weinte die Kleine bitterlich und bat die Mama: „Schick mich nicht wieder zur Schule. Es ist ganz schlimm.“

Mama ging zum Lehrer. Der sprach mit den Schülern. Andrea hatte drei Monate Ruhe. Dann ging es wieder los – Andrea, Drea Humpel

Schulwechsel. Aber eine halbe Stunde von zu Hause entfernt. So weit konnte Andrea nicht laufen. Eine Bus-Verbindung gab es nicht. Ein pensionierter Nachbar erklärte sich gegen geringe Bezahlung bereit, das

Mädchen mit seinem Auto morgens zur Schule zu fahren und sie mittags abzuholen.

Mehr als 50 Jahre sind vergangen. Andrea ist Ärztin geworden. Spezialisiert auf Orthopädie. Bein-Prothesen sind heute so gut, daß eine Gehbehinderung kaum zu bemerken ist. Vor Jahren lernte ich Otto Bock aus Duderstadt kennen. Chef der gleichnamigen Orthopädie-Fabrik. Vermutlich europaweit die beste. Otto Bock damals zu mir: „Ich liebe meine Arbeit über alles. Mit unseren Produkten können wir das Leben von körperbehinderten Menschen wieder lebenswert machen. Irgendwann werden auch Querschnittsgehlähmte wieder laufen können.“

Andrea ist glücklich verheiratet, hat drei Kinder und eine sehr gut gehende Praxis. Ich traf sie vor drei Monaten, und wir sprachen über die Kinderzeit. Andrea: „Diese schlimmen Spott-Verse habe ich nicht vergessen. Manchmal träume ich davon und dann höre ich wieder ‚Andrea, Drea Humpel, Andrea Humpel ...‘“

Ein Bus voller Nonnen

Die kleine Madam war wirklich ein richtiger Sonnenschein. Auf dem Weg zum Kindergarten kam sie jeden Morgen bei uns im Büro vorbei. Blonde, abstehende Zöpfe, strahlend blaue Augen und immer wieder mit niedlich piepsender Stimme: „Guten Morgen. Einen schönen Tag“. Hin und wieder steckte ich der Kleinen einen Taschengeld-Zuschuß in die Hand. Etwas älter als 6 war Sandra, wie sie hieß.

Einmal bat sie mich: „Kannst du mich heute in den Kindergarten bringen?“ Logisch – konnte ich. Im Kindergarten stellte sie mich stolz der Kindergärtnerin vor. „Das ist mein bester Freund. Das ist ein ganz, ganz großer Pulutiker“, sagte sie und meinte Politiker. „Das ist nicht zum Lachen“, tadelte sie mich, als ich losprusten mußte. „Es gibt böse Pulutiker und nette. Du bist ein netter Pulutiker.“

Die Kindergärtnerin brachte mich zum Ausgang. „Die Kleine hat mitbekommen, daß Sie vielen Menschen helfen und versucht, Ihnen nachzueifern. Wenn Sie dem Mädchen manchmal Geld geben, schenkt sie es einem Kind, von dem sie meint, daß es aus einer Familie kommt, der es nicht so gutgeht“.

6 Jahre alt – und so eine Einstellung. Das ist schon enorm. Eines Tages stand Sandra weinend vor der Bürotür. „Wir ziehen nach Berlin. Mein Papa wird von seiner Firma versetzt.“

20 Jahre ist das nun her. Am 17. April stoppte ein Mini-Bus vor unserer Bürotür. Die „Fracht“: Fünf

Ordensschwwestern, aus Münster in Westfalen. Eine junge Schwester steuerte schnurstracks auf mich zu, sagte lachend: „Ich bin Sandra, die Kleine mit den Zöpfen und dem Pulutiker.“

Nach dem Abitur hatte sie sich entschlossen, katholische Ordensschwester zu werden. Nonne. Abgeschlossenes Medizin-Studium, eine Ordensschwester-Nonne – Frau Doktor. Ich lud die fünf Ordensschwwestern ins Hotel Elysee zu Kaffee und Kuchen ein. Im durch und durch protestantischen Hamburg war das ein seltsames Bild. „Laß die Leute gaffen“, sagte Sandra. „Wir tragen unsere Tracht mit Stolz.“ Es war ein wunderbares Wiedersehen. Vielleicht das Letzte. Denn Sandra, die jetzt Schwester Maria heißt, geht in die Mission nach Afrika. „Vielleicht können Sie mir am Anfang ein wenig helfen“ – bat sie mich bescheiden. Ich mußte nicht lange überlegen und sagte: „Ja“.

Ich habe mich zwar nie als „Pulutiker“ gefühlt – aber als Journalist, der mit schönen Worten lieben Menschen für gute Zwecke Geld „abluchst“ – ja das ist richtig. Und ich werde es machen, solange ich kann. Jetzt auch für meine kleine Sandra-Maria.

Denn ein böser Pulutiker – nein, das möchte ich nicht sein.

Madam Plissee – die Faltenreiche

80 Jahre – aber ein glattes Gesicht ohne Falten – wie mit 30. Gibt es nicht. Aber Millionen Menschen – nicht nur Frauen – träumen davon. Schönheits-Operation oder Botox-Spritzen. Die Welt hängt an jugendlichen Schönheits-Idealen. Wie dumm und platt. Keine Falten im Gesicht – aber an den Händen läßt sich das Alter nicht verbergen. Es sieht komisch aus, wenn in den Strandkörben von Sylt Frauen und Männer mit dem Gesicht von 30jährigen liegen – und einem Körper von 70.

Das Gesicht hat zwar keine Falten – aber es wirkt starr und ohne Falten trotzdem alt. Madam Plissee – die Faltenreiche – nannte man ein wenig böswillig Frauen mit Falten. Ich denke bei diesem Thema sofort an zwei Menschen. Meine gute Elfi Damian. Sie war viele Jahre meine Mitarbeiterin. Fast 90. Das Gesicht voller Falten. Voll mit Energie und Lebensfreude. Sie wirkte jung. Eine Schönheits-OP? Undenkbar. Oder der gute Claus von Aderkas. Baltendeutscher Adel. Evangelischer Pfarrer. Ein perfektes und faltiges Gesicht mit strahlenden Augen. Über 80 Jahre.

Junge Gesichter können so leer und ausdruckslos sein. Mir gefallen alte Menschen mit Falten.

Ohne Gott ist's ja so „cool“

Es ist lieb gemeint. Im Laufe der Jahre habe ich Tausende von kleinen Kreuzchen, Heiligen-Bildchen, Rosenkränzen oder geweihten Medaillen zugeschickt bekommen. Einfach fortwerfen? Unmöglich. Aber es wird mehr und mehr. Was soll ich damit anfangen? Kostbare Dinge, wie zum Beispiel alte Ikonen – die kommen in unsere Bernstein-Kapelle in Lettland. Alles andere bereitet mir Kopfzerbrechen.

Ich muß aber eine Lösung finden. Mission in Afrika oder Asien? Aber warum nicht auch Deutschland und Europa? Es fallen in Europa und besonders in Deutschland mehr und mehr Menschen vom Glauben ab. Ohne Gott auskommen ist „cool“. Dann plötzlich Corona. Und plötzlich können auch Gottesverleugner beten. Guter Arzt hin und her. Aber vielleicht hilft „der da oben“ ja doch. Zumindest ist es einen Versuch wert. Zehntausende sterben, aber viele überleben. Hat das Gebet geholfen, oder lag es am stabilen Immun-System? Gott ist schnell wieder vergessen. Vielleicht geht man zu Weihnachten zum Gottesdienst. Für Gott nur einmal im Jahr Zeit? Seltsam. Keine Zeit für Gott – aber von Gott wird verlangt, daß er immer Zeit für uns hat. Dankbarkeit? Klein geschrieben. Ist es zuviel verlangt, einmal am Tag ein stilles Vaterunser zu sprechen? Versuchen Sie es doch mal. Es tut wirklich gut. Als junger Kerl hatte ich mir in Spanien eine schwere Hepatitis zugezogen. Die katholische Ordensschwester Leviana aus dem Josef-Stift in Bremen pflegte mich wieder gesund. Ich mußte ihr ein Versprechen geben. Drei Vaterunser am Tag. Ich habe es eingehalten. Und fühle mich gut dabei.

Vielleicht lege ich die vielen Bildchen und kleinen Kreuze meinen Briefen bei. Oder soll ich eine Briefkasten-Aktion machen? Viel würde es nicht bringen. Aber selbst, wenn ich damit nur einen einzigen Menschen für Gott gewinnen kann – einen Versuch ist es wert.

Claudia Roth und Pippi Langstrumpf

Sie kennen sicherlich diese Zeitungsspalten, in denen mehr oder weniger Prominente Auskunft über solche Fragen geben: Ihr Lieblingsbuch? Welche Musik hören Sie am liebsten – oder: Was ist Ihr Leibgericht? Über meine Antworten würde manch einer den Kopf schütteln. Ich habe im Laufe meines Lebens zwar Hunderte von Büchern gelesen und bin seit meiner Kindheit ein Bücherwurm. Aber bei der Frage nach dem Lieblingsbuch würde ich antworten „Pippi Langstrumpf“ von Astrid Lindgren oder „Robinson Crusoe“ von Daniel Defoe. Den besten Eindruck macht das nicht. Aber ich bleibe dabei.

5 Mark kostete in den Fünfigern ein Pippi-Langstrumpf-Buch. Obwohl bei mir die Moneten knapp waren – meine Mutter gab mir das Geld. Ich habe Pippi Langstrumpf verschlungen. Ihre Abenteuer in Taka-Tuka-Land – dort wo ihr dicker Vater sich „Negerkönig“ nannte – politisch noch herrlich unkorrekt. Pippi als stärkstes Mädchen der Welt, lebte eine Kindheit, von der alle Kinder träumen. Es gab niemanden, der sagte, daß man Mittagsschlaf machen oder nicht zu spät zu Bett gehen muß – und wenn Pippi Bonbons lutschen wollte, dann griff sie im Schlafzimmer der Villa Kunterbunt in den alten Koffer, der bis zum Rand mit Goldmünzen gefüllt war. Sie kaufte den ganzen Bonbonladen leer und lud zum Bonbonlutschen Dutzende von Kindern ein. Lutschen ohne Rücksicht auf Bauchschmerzen. Nur noch das machen, was Spaß macht – ohne den mahnenden Finger der Eltern. Welches Kind findet das nicht toll?

Noch heute greife ich manchmal zu einem Pippi-Langstrumpf-Buch und segele damit ein ganz klein wenig zurück in die Kindheit. Später löste Robinson Crusoe ab. Der einsame Schiffbrüchige allein auf einer Südseeinsel. Irgendwann noch Freitag, den Eingeborenen, den Robinson vor den Menschenfressern gerettet hatte.

In den Siebzigern steuerte ich im Golf von Siam immer wieder kleine Inselchen an. Mit Sonnenschutz, reichlich Verpflegung und selber gepflückten Kokosnüssen und frischen Ananas. Ein ganz klein wenig Robinson-Romantik. Aufbruch nach drei Stunden mit dem gemieteten Schiffchen. Länger war es in der heißen Sonne – trotz Strohhut – nicht auszuhalten. Eigentlich schade, daß mich niemand fragt. Ich würde gern sagen, wen ich als Politiker am meisten schätze und wen überhaupt nicht. Das gäbe schon eine seltsame Mischung. Da käme Claudia Roth drin vor, der frühere Bundestagspräsident Schäuble und eben meine geliebte Pippi Langstrumpf.

Gibt es Geister, Gespenster?

Glauben Sie an Gespenster? Das Allensbacher Meinungsforschungs-Institut hat festgestellt, daß 10 Prozent aller Westdeutschen an Gespenster glauben – aber nur 3 Prozent aus Mitteldeutschland.

Gleich alles mit Hokus-Pokus abzutun – das ist einfach. Ich glaube nicht an Gespenster, so wie wir sie uns vorstellen – mit weißem Gewand und rasselnden Ketten. Wenn man als Gespenster-Erscheinung auch das Erscheinen von Toten bezeichnen sollte – dann glaube ich, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die uns Menschlein nur staunen lassen. Abertausende von Menschen gibt es, denen Verstorbene erschienen sind. Meist in der Stunde des Todes. Im II. Weltkrieg sind im Feld Gefallene häufig den Ehefrauen oder Müttern erschienen. Ich scheue mich nicht zu sagen, daß mein Vater in der Stunde seines Todes zu mir kam. Ich sah ihn nicht und hörte ihn auch nicht. Aber ich spürte seine Anwesenheit. So massiv, daß ich in der Nacht aufstand und zur Haustür ging, um zu sehen: „Verschlossen oder nicht?“ Ich hatte damals einen Freund zu Besuch bei mir und sagte: „Mein Vater ist eben gestorben, und er ist gekommen um Abschied von mir zu nehmen. Gleich klingelt das Telefon“. Ich hatte den Satz kaum zu Ende gesagt, da klingelte es tatsächlich. Nachbarn meines Vaters, der in England lebte, riefen an, um mir zu sagen, daß mein Vater gestorben ist.

Auch Schutzengel sind ja Geister. Ein anderes Wort für Gespenst. Ich bin davon überzeugt, daß ich gleich mehrere Schutzengel habe. Bei schlimmen Autounfäl-

len mindestens einen. Bei 130 Stundenkilometern auf der Autobahn war mir ein Vorderreifen geplatzt. Das Auto war nur noch Schrott. Ich hatte keine Schramme.

Lebensgefährlich war es, wenn wir als Kinder in den zerbombten Häusern herumtobten. Oft fielen ganze Wände zusammen und begruben Kinder unter dem Mauerwerk. Wenn meine Schutzengel auch Gespenster waren – dann habe ich keine Scheu zu sagen, daß ich an Gespenster glaube.

Mehrmals habe ich auch schon davon berichtet, wie mir meine verstorbene Bekannte, die Spanierin Pilar Just, im Schlaf erschien. Ich war mit ihrem Mann Josef eng befreundet, und wir kämpften in der CDU und im Christlichen Gewerkschaftsbund für die gleiche Sache. Als Pilar an Krebs verstarb, kümmerte ich mich sehr um Josef, der so plötzlich seine über alles geliebte Frau verloren hatte.

Pilar überbrachte mir im Traum eine Botschaft aus dem Jenseits. Vorab muß ich sagen, daß Pilar mehr Herzens- als Schulbildung hatte. Als Josef sie kennenlernte, arbeitete sie als Zimmermädchen im Bremer Park-Hotel.

Ich war im Dusit Thani Hotel in Bangkok. Da erschien mir im Traum Pilar und fragte mich: „Joachim, weißt Du, was das wichtigste im Leben ist? Glaube, Liebe, Hoffnung.“

Drei Grundsäulen des christlichen Glaubens. Das konnte Pilar nicht gewußt haben. Ich wachte auf, – und um es nicht zu vergessen, schrieb ich mir auf

einen Block auf dem Nachttisch die drei Wörter: „Glaube, Liebe, Hoffnung.“

Am Morgen wurde mir klar, Pilar wollte vermutlich aus einer anderen Welt bei mir Danke sagen und nannte mir die drei Glaubenssäulen. Als ich davon Pilars und Josefs Tochter Marianne berichtete, weint das Mädchen – sie glaubte mir.

Es gibt mit Sicherheit böse Geister. Wir sind ja so aufgeklärt und glauben nur noch an „rationale Dinge“. Er spricht nicht darüber – aber mein Freund Winfried Pietrek ist katholischer Pfarrer, von der Kirche anerkannt als Exorzist. Adelgunde Mertensacker, Professorin aus Liesborn, hat mit eigenen Augen gesehen, wie Pfarrer Winfried Pietrek beim Exorzismus an einer Frau von einer unsichtbaren Kraft durch den Raum geschleudert wurde. Frau Mertensacker ist Wissenschaftlerin. Keine versponnene, alte Tante.

Sie berichtete mir detailliert, wie der unsichtbare Geist übel fluchte, schreckliche Laute von sich gab und schließlich mit Geheul verschwand.

Ich kann nur wiederholen: Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir mit menschlichem Verstand nicht nachvollziehen können.

Was in Erinnerung blieb

Der König kniet im Staub. Vor ihm schmutzige und nicht besonders fein riechende Bergbauern aus dem Goldenen Dreieck in Thailand, dort wo roter Mohn angebaut wird, „veredelt“ in elenden Urwald-Labors zu Heroin. Ich bin der erste Journalist, den König Bhumibol von Thailand mit auf diese abenteuerliche Reise genommen hat. Ein befreundeter thailändischer General hat mir das vermittelt. Die noch steinzeitlich lebenden Bergbauern reden den König mit Papa an. Der König hört geduldig und aufmerksam zu.

Für die Bergbauern ist der Anbau von Mohn nicht unmoralisch. Sie verstehen nicht, daß mit dem Saft der Pflanze Sucht, Elend und Kriminalität einhergehen. Sie geben das Rohopium ja sogar ihren Kindern bei Schmerzen, Magen- und Darmproblemen.

In mühevoller Kleinarbeit versucht der König, die Bergbauern auf normale Landwirtschaft umzupolen. Aber das ist nicht so einfach. In den Bergen ist am Tage glühende Hitze – in der Nacht gibt es deutliche Minus-Temperaturen. Reis, Kartoffeln? Selbst wenn die Kartoffel-Pflanzen die Temperaturschwankungen aushalten welcher dieser Menschen ißt Kartoffeln?

Aus der Reise ins Goldene Dreieck konnte ich eine wunderbare Serie für die HÖRZU schreiben.

In guter Erinnerung ist mir auch Namibia geblieben, das ehemalige Deutsch-Südwest-Afrika.

Ginge es nach den Linken – Deutschland müßte sich noch 100 Jahre nach der Kolonialzeit ununterbrochen für begangene Verbrechen entschuldigen und reichlich zahlen. Stichwort „Verbrechen an den Hereros“. Zu beschönigen gibt es da nichts. Aber es wird verschwiegen, daß es während der deutschen Kolonialzeit einen enormen Aufschwung im Land gab. Noch heute resultiert das Land von der von Deutschen aufgebauten Infrastruktur des Landes. Ohne deutsche Hilfe beim Gesundheits- und dem Schulwesen wäre es schlecht bestellt um Namibia.

Total verschwiegen werden brutale Verbrechen von Schwarzen an Deutschen.

Bei etlichen Besuchen und von uns finanzierten Hilfsaktionen im Land, kann ich mit Gewißheit sagen, daß die Deutschen in Namibia besonders beliebt sind. Mit Stolz haben mir Einheimische ihre alten deutschen Zeugnisse gezeigt und waren stolz auf ihre Deutschkenntnisse. In mehreren Artikeln und Büchern konnte ich da einiges zurechtrücken.

Im Vergleich zu Engländern oder Franzosen waren die Deutschen beinahe barmherzige Samariter. Und im Gegensatz zu diesen beiden Ländern helfen die Deutschen ihren ehemaligen Kolonien kräftig.

Der Kater Putin und meine Anna

Über die vielen Hunde und Katzen die ich in meinem Leben hatte, kann ich einige kuriose und seltsame Geschichten erzählen. Fangen wir an mit der lettischen Katze „Cat Ballon“. Kuscheliges graues Fell. Eine Schönheit – und vornehm wie ein junger Herr aus dem baltischen Adel. Kaum war ich in Lettland im alten Gutshaus Cat Ballon verlangte alle Aufmerksamkeit – und gab erst dann Ruhe, wenn ich seinen Freßnapf füllte und auf den großen Konferenz-tisch im Eßzimmer stellte. Auf dem Boden mit den anderen „gewöhnlichen“ Katzen – wo kämen wir da hin? Langsam und genüßlich verdrückte Cat Ballon seine Ration. Danach stolzierte er auf dem langen Tisch hin und her – so als wenn er sagen will: „Da könnt ihr mal sehen, was für eine Katze mit Stil ich bin.“

Das Gegenstück war der Kater Torminsch. Zerzaust und voller Narben. Torminsch suchte Streit mit jedem. Es war nicht unbedingt ein Vorteil, daß er sich auch mit Hunden anlegte. Torminsch hatte nicht die Sympathien der Menschen. Sie hielten ihn für böseartig und häßlich. Torminsch durfte nicht im Gutshaus wohnen, weil er ständig fauchend und kratzend über die anderen Katzen herfiel. Für Torminsch hatte ich eine kleine Hütte bauen lassen, die vor dem Haupteingang stand. Nein – eine Schönheit war Torminsch nicht. Trotzdem – ich hatte den verrückten Kater gern. Das spürte er und kuschelte sich bei mir an, wenn ich mich auf die Treppenstufen an seiner Hütte setzte.

Der Kater Putin kam über Nacht, von wer weiß woher. Er stand plötzlich vor der Tür und machte sofort deutlich: „Hier gefällt es mir. Ich bleibe“. Putin war besitzergreifend. Er betrachtete das Sofa, die Stühle und alle Sessel als sein Eigentum. „Putin aus Moskau schnappte sich die Krim, der Kater Putin meine Couch“, sagte Hausmeister Janis. Der Name Putin paßt.

Timmi war ein drahtiger schwarz-weißer Kater mit besonderen Vorlieben. Gottesdienst in unserer Bernstein-Kapelle, Hochsommer. Das Kirchenportal geöffnet. Pfarrer Radniek spricht mit der kleinen Gemeinde das Vaterunser. Stolz und mit erhobenem Schwanz stolpert Timmi auf den Altar zu. Da legt er eine Maus ab, sieht noch einmal triumphierend in die Runde und verschwindet, wie er gekommen ist.

Den Platz Nr. 1 in meiner Skala der Haustiere – den hat meine Anna. Eine Berner Sennenhündin mit menschlichen Eigenschaften. Anna hatte keine Leine, und Anna hatte auch kein einziges Halsband. Stattdessen trug sie Halstücher. Das sah flott aus bei dem hübschen Tier. Mit dem schwarz-braun-weißen Fell. Anna haßte es, wenn ich auf Reisen gehen mußte und sie nicht mitkommen konnte. Sie legte sich dann demonstrativ in meinen Koffer. Mit dem Bus fahren – das kam für sie nicht in Frage. Sollte sie einsteigen, kullerte sie sich einfach auf den Rücken und streckte alle Viere von sich. Fressen. Das war immer ein Problem. Anna liebte es üppig. Gab es aber nicht. Wenn die Schale fast leer war, dann sah sie mich schräg von unten an, meinte wohl „mehr davon“. Kam mein Nein, Nein – dann schimpfte sie beleidigt bellend los – so als wolle sie sagen: „Du Mistkerl, Tierquäler, läßt

mich hungern.“ Anna haßte Streit. Wenn es im Büro einmal hoch her ging, dann lief sie schwanzwedelnd von einem zum andern, wollte damit wohl sagen: „Versteht Euch“.

Anna liebte es, mit mir an der Alster spazieren zu gehen. Dann nahm sie meinen Zeigefinger zwischen die Zähne und ließ ihn nicht los.

Als ich Anna wegen eines Krebstumors in der Lunge einschläfern mußte, da habe ich um meinen guten Hund lange getrauert – und noch heute denke ich oft an sie.

Mien lütten Schietbüttel

Die war durch und durch eine waschechte Hamburgerin. Unsere Nachbarin in der Beethovenstraße. Morgens begrüßte sie mich mit: „Moin, Moin, mien lütten Schietbüttel“. Alle vier Wochen brachte sie eine Torte ins Büro. Selber gebacken. 85 war sie, als sie mir anbot, bei uns im Büro einzuspringen, wenn ein Mitarbeiter krank werden sollte. 85! Aber Computer-Arbeit in dem Alter? „Kann ich lernen“, sagte sieforsch. Wir schlossen einen Kompromiß. Sie sortierte die eingehenden Briefe und war eine große Hilfe bei den vielen Telefonaten.

91 war sie, als sie Stiche in der Herzgegend bekam und in ihre Wohnung ging – „Ich muß mich kurz hinlegen“. Zwei Stunden später sah ihre im selben Haus wohnende Tochter nach ihr. Mama war für immer eingeschlafen. Mit einem Lächeln im Gesicht. Tage später fand die Tochter im Wohnzimmerschrank einen Brief von ihr. Adressiert an mich. Darin schrieb sie: „Moin, Moin, mien lütten Schietbüttel. Du hast meinem Leben in hohem Alter noch einen Sinn gegeben. Wenn ich es kann – ich passe von oben auf Dich auf. Nur das mit der Torte – dat ward wohl nix mehr“.

Her uff mit deinem Geoma

Du lieber Himmel – was tat die einen auf vornehm. War Sekretärin in einer CDU-Geschäftsstelle in Hessen. Die ganze Familie hielt sich für etwas Besseres. Angefangen von der Oma über den Enkel Patrick bis hin zu dessen Mama. In der Mittagspause wollte die Sekretärinnen-Mama nicht mit den anderen Mitarbeitern an einem Tisch sitzen, und der Wunderknabe Patrick durfte nur auserlesene Freunde mit ins Haus bringen. Kein Wunder, daß das bei mir den Schabernack hervorkitzelte. Mit plattem hessischen Dialekt rief ich bei der Oma an. „Ei Oma, hosch. De Patrick soll zur Tellefonzell komme. Da bolier ich ihm die Fress. Ei Oma, hosch.“ Oma brüllte ins Telefon: „Her uff mit deinem Geoma. Isch kanns nit mehr hern. Du host so a billischen Unnerdans-Dialekt“. Frau Edinger, eine Sekretärin, hörte mit und prustete vor Lachen. Beim dritten „Ei Oma-Anruf“ kreischte Oma ins Telefon: „Ei, des iss Kepperverletzung“.

Eigentlich war ich zuständig für die Betreuung von CDU-Landtagskandidaten. Aber ich bin wie ich bin – und manchmal kommt das Kind in mir durch. Die vornehme Sekretärin verzog nach Bayern. Es tat uns leid, daß wir die Oma gar nicht mehr dazu bringen konnten ins Telefon zu rufen: „Her uff mit dem Geoma. Isch kanns nit mehr hern.“ Und dem Patrick an der Telefonzell die Fress poliere – auch das ging nicht mehr. Kein Kepperverletzung mehr.

Der böse Nachbar

Böse Nachbarn können einem das Leben schwer machen. Ich hatte solch ein „Prachtexemplar“, drei Jahre lang. Ein Mistkerl. Begonnen hatte alles so. Der Nachbar und ich – wir hatten zwei nebeneinander liegende Terrassen zur Straße. Wie alle anderen Bewohner des Hauses ließ ich eine getönte Glaswand zwischen die beiden Terrassen ziehen. Und von da an ging es los. Verfaulte Fischköpfe in meinem Briefkasten, rote Ölfarbe an meinen Fenstern, Fotografieren in mein Wohnzimmer, in dem er sich über die Trennwand beugte. Ihm fiel ständig etwas Neues ein. Freunde sagten mir: „Der ist verbittert, weil ihm der Job als Polizist gekündigt worden ist. Psychische Probleme.“ Als er lebende Aale in meinen Briefkasten setzte, war ich so empört, daß ich ihn am liebsten verdroschen hätte. Aber was wäre die Folge gewesen? Artikel in der Lokalpresse: „Rechtsradikaler verprügelt Invaliden“. Eines Tages kündigte sich bei mir das Finanzamt an. Steuerprüfung wegen einer anonymen Anzeige. Das konnte nur von ihm kommen. Als er mir auf der Straße begegnete, lachte er und fragte: „Besuch bekommen?“ Die Prüfung ging gut aus. Aber ohne Aufregung und Kosten für einen eingeschalteten Anwalt geht es nicht. Als er endlich auszog, riß er in seinem Wohnzimmer das über 100 Jahre alte Parkett des alten Hauses aus dem Boden und verfeuerte es im Kamin. Die Hausverwaltung: „Eine Schweinerei. Aber wir sind froh, daß dieser Idiot endlich ausgezogen ist.“

Wie sagte Friedrich Schiller in seinem Wilhelm Tell? „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“

Eine zweite Chance?

Wenn Sie noch einmal jung wären und es könnten – was würden Sie in Ihrem Leben anders machen? 75 Jahre bin ich alt – und auch ich habe mir die Frage schon einmal gestellt. Meine Antwort ist aber eindeutig: Ich würde alles wieder so machen, wie ich es gemacht habe. Dazu gehören auch begangene Fehler. Die formen einen Menschen – nicht minder als die richtigen Dinge. Als Kind hatte ich gleich mehrere Berufswünsche auf einmal: Tierarzt, Gärtner oder Koch. Eine bunte Mischung. Es kam anders. Obwohl nur Volksschüler, bekam ich ein Redaktions-Volontariat. Der Herrgott selber muß es gewesen sein, der mir die Gabe des Schreibens in die Wiege gelegt hat. Schon nach einem Jahr war ich Redakteur. Mit 27 Redaktionsleiter von BILD Bremen. Die schönste Zeit meiner Tätigkeit als Chefreporter der HÖRZU.

Nur mit einem war ich unzufrieden. Ich wollte aus den verschiedenen Gebieten der Welt nicht nur berichten und unterhalten. Verändern wollte ich. Vor allem in Armuts-Gebieten. Ich kam mir elend vor, wenn ich über hungernde Kinder in Afrika oder Asien berichtete und dann wieder in der Business-Klasse der Lufthansa zurück nach Deutschland flog.

Mit Hilfe der Tagesschau und Max Schmelings hob ich die Aktion Reiskorn aus der Taufe. Das war 1983. Aus dem einen Reiskorn wurde im Laufe der Jahre ein ganzes Reisfeld. Mehr als 100.000 Menschen konnte der Verein bislang helfen. Lettland, Rumänien, Namibia, Thailand – aber auch Deutschland. Wer überall in der Welt hilft, der sollte nicht vergessen, daß es auch

in Deutschland Armut gibt. Meist versteckt. Da kommen bei mir Bilder vom alten Rentner in den Sinn, der tagaus, tagein die Müllkästen nach Pfand-Flaschen absucht. In vielen Fällen würde das Sozialamt helfen. Aber es gibt etliche arme Deutsche, die zu stolz sind, dort um Hilfe zu bitten. Die Warteschlangen bei dem Verein Tafel werden immer länger.

Ich glaube fest daran, daß mir „der da oben“ das Schreiben, Helfen und politische Kämpfe ins Herz gepflanzt hat. Und weswegen sollte ich es anders machen, wenn ich noch einmal jung wäre und es könnte? Eine zweite Chance – die brauch ich nicht.

Der Rotzer

Es gibt schon seltsame Typen, die mir über den Weg gelaufen sind. Da war zum Beispiel der Rotzer. Er sammelte Speichel im Mund, dann spuckte er in hohem Bogen quer über den Fußweg. „Eine Sau bist Du“ – sagte ich ihm wütend. Er fand das meterweite Rotzen ganz normal – sagte: „Soll ich denn meinen Rotz runterschlucken?“ Der Rotzer war nicht ungebildet, gehörte der höheren Beamten-Laufbahn als Polizist an. Ich habe mich oft gefragt, wie er es im Dienst mit der Rotzerei nahm.

Die Kinder-Feindin

Ein Fall für sich war auch die bösertige Kinder-Hasserin Elvira. Stundenlang saß sie hinter der Gardine des Wohnzimmerfensters. Sie wartete nur darauf, daß der Ball der vor dem Haus spielenden Kinder in ihrem Vorgarten landete. So um die 80 Jahre alt muß sie gewesen sein. Aber sie flitzte in unglaublichem Tempo mit einem scharfen Brotmesser nach draußen, und der Ball zischte nur noch ein letztes Pfuff. Beim dritten Ball rächten sich die Kinder. Sie warfen der alten Elvira die Scheibe ein und schmierten Hundedreck in ihren Briefkasten. „Mistgören sind das, nichts als boshafte Mistgören“, klagte sie mir ihr Leid. Ich konnte mir ein schadenfrohes Grinsen nicht verkneifen. Elvira wurde fast 100 Jahre alt. Das Lauern hinter der Gardine gab sie nie auf. Aber den Ball zerstoehen? Nein, das hat sie nicht mehr. Die Hundekacke im Briefkasten die hatte ihr wohl doch zu sehr gestunken.

Die Braut war Kleptomanin

Der arme Sozi aus Bremen. Er war der mächtigste Politiker der Hansestadt. DGB-Chef, Fraktionsvorsitzender der SPD und Chef der bedeutenden Wohnungsbaugesellschaft NEUE HEIMAT.

Seine Lebensgefährtin war eine Schönheit. Er nannte sie nur „mein Engel“. Aber der Engel hatte eine Schwäche. Der Engel klaute wie ein Rabe, war Kleptomanin. Das wußten alle Geschäfts-Leute Am Wall in Bremen, ihrem beliebten Jagdrevier.

Ich war Chef der BILD-Zeitung in Bremen, erfuhr von der Klauerei. Das war schon ein Artikel wert. Und nur allzu gern hätte ich dem mir zutiefst unsympathischen Sozi eine ausgewischt. Aber ein Telefonat änderte meine Absicht. Richard Boljahn – so hieß der Ober-Sozi rief mich an. „Herr Siegerist berichten Sie bitte nicht in BILD. Es gibt zwischen mir und den Geschäftsleuten eine stille Abmachung. Sie geben mir einmal im Monat eine Liste der gestohlenen Dinge – und ich zahle. Aber ich liebe diese Frau von ganzem Herzen. Sie könnte in Bremen nicht mehr auf die Straße gehen“. Ich wurde weich, versprach nicht zu berichten. Leicht gefallen ist mir das nicht.

Augen zu über Sibirien

Die Flugroute der Lufthansa-Maschine ging über Sibirien – Ziel Thailand. Ich hatte meine Schwester zu dieser Reise eingeladen. Daß die Maschine über Sibirien flog – ich hatte es ihr verschwiegen. Nie im Leben wäre sie sonst in die Maschine gestiegen. Sibirien – da hatte sie 10 lange Jahre die Hölle erlebt. Deportiert als 10jährige. „Faschisten-Kind und Großgrundbesitzer“. Der Bruder Janis war 8, als er starb. Sie legten dem Jungen zwei lettische Münzen auf die Augen – wie ein letzter Gruß an die verlorene Heimat.

Über den Lautsprecher des Flugzeugs hieß es: „Wir überqueren jetzt Sibirien“. Rita wurde weiß im Gesicht. Fest preßte sie die Augen zu, sagte: „Erst wenn wir Sibirien hinter uns haben, mach ich die Augen wieder auf.“

Wir verlebten 14 traumhaft schöne Tage in Thailand. Den Rückflug mußte ich umbuchen. Noch einmal Sibirien – dazu hätte ich sie nicht bekommen.

20 und 65 Jahre paßt das zusammen?

45 Jahre Altersunterschied. Sie 20. Aus Thailand. Er 65, Unternehmer. 24 Mitarbeiter. Auto-Ersatzteile. Das Geschäft führt sein Sohn. Er hat sich aus der Firma zurückgezogen. Bekommt aber monatlich die stolze Summe von 8.500 Euro. Seine Frau verstarb vor 20 Jahren. Eine Liebes-Ehe. Noch einmal heiraten? „Ich würde die neue Frau immer mit meiner verstorbenen Elvira vergleichen. Das kann nicht gutgehen“.

Er war einsam. Ein Urlaub in Thailand änderte sein Leben noch einmal total. Bei einem Sturz hatte er sich das linke Handgelenk gebrochen. Krankenhaus in Bangkok. Eine junge Krankenschwester behandelte ihn. War es Liebe auf den ersten Blick? Das gibt es wirklich. Und dabei spielt der Altersunterschied keine Rolle. Am selben Tag bedankte er sich bei der jungen Schwester mit Blumen. Weiße Orchideen. Die Lieblingsblumen seiner Frau. Sie lud ihn zum Abendessen bei ihren Eltern und Geschwistern ein. Nun muß man eines wissen: In Thailand bringt man älteren Menschen großen Respekt entgegen. Oft ist es aber auch ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Jugend gegen Versorgung. Nur zu verstehen, wer bittere Armut gesehen oder erlebt hat. Das ungleiche Paar wurde glücklich. Sie studierte in Hamburg Medizin, und er gründete einen Verein, der armen Menschen in Thailand hilft, bekam so einen neuen Sinn in seinem Leben. Hin und wieder treffe ich die beiden im Thai-Restaurant in der Nähe meines Hauses. Beide sind glücklich. Liebe kennt kein Alter.

Willy Brandt sehe ich heute etwas milder

Altersmilde nennt sich das. Toleranter in zunehmendem Alter. Ich spüre das auch bei mir. Immerhin bin ich Mitte 70. Ich würde heute nicht mehr so hart über Willy Brandt urteilen – wie in der Vergangenheit. Na ja. Ein Engel war Willy nicht. Weder privat noch in der Politik. Ich nehme ihm es noch heute übel, daß er in seinem Machwerk „Verbrecher und andere Deutsche“ deutsche Frauen der Nachkriegszeit als „Schokoladendirnen“ bezeichnete. Gemeint waren damit Frauen, die sich mit US-Soldaten einließen. Auch für seinen Kniefall in Warschau finde ich noch keine milden Worte – und wenn die Linken noch so viel davon schwärmen. Ich kniee vor Gott – nicht vor einem kommunistischen Ehrenmal.

Was ich Brandt aber hoch anrechne, sind seine Worte bei der deutschen Wiedervereinigung. „Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört.“ Die Wiedervereinigung war ihm ein Herzensanliegen. Ganz im Gegenteil zu Lafontaine.

Die norwegische Uniform, seine halb-kommunistische Vergangenheit als junger Mann. Das alles bleibt. Vergessen auch nicht, daß er die SPD vergaß und seinen Gönner Julius Leber. Er hatte die SPD verlassen und sich der radikalen USPD angeschlossen. SPD-Chef Kurt Schumacher hielt ihn deswegen auf Distanz.

Aber das war Brandt – ein Vollblut-Politiker mit Leib und Seele. Die deutsche Politik wäre interessanter und ehrlicher, wenn es heute einige Brandts gäbe. Wie gesagt – ich sehe Willy Brandt heute mit anderen Augen. Altersmilde.

Trotz Parkinson, das Leben ist schön

Als ich die Diagnose bekam – da dachte ich, die Welt geht unter. Parkinson. Nach etlichen Arzt-Besuchen bei einem halben Dutzend Ärzten bei der Deutschen Klinik für Diagnostik in Wiesbaden festgestellt. Der Arzt machte mir wenig Mut. „In vier Jahren sind Sie Invalide.“ Das zog mich tief nach unten. Ich kapselte mich ab, ging nicht mehr mit den Mitarbeitern zum Mittagessen, nahm kein Telefonat entgegen. Inzwischen sind fast 10 Jahre vergangen, und mir geht es gar nicht so schlecht. Ich arbeite noch täglich, erledige die Post, plane neue Aktionen und telefoniere. Natürlich ist man nicht so fit wie ein Gesunder. Aber gute Tabletten, täglich Sport und Sprachübungen nehmen der tückischen Krankheit einen großen Teil ihres Schreckens.

Ich habe Parkinson – aber ein Invalide – das bin ich noch ganz und gar nicht. Das Leben ist schön!

Mit guter Butter und viel Sukade

Da konnte sie fuchsteufelswild werden – die gute Mudder Damian und ihr selbstgebackener Weihnachtsstollen. Noch mit 92 Jahren wurde sie angeblich von ihren Kindern bedrängt: „Mudder, back doch wieder einen Stollen – mit viel Sukade und Rosinen und guter Butter. Sie ließ sich nicht zweimal bitten und backte gleich einen fürs Büro mit. Der Stollen war steinhart – und ich schlechter Groschen konnte mir nicht verkneifen zu sagen: „Der ist für die Ewigkeit gebacken. Damit hätten die alten Ägypter ihre Pyramiden bauen können.“

Das fand Mudder Damian überhaupt nicht lustig. Ihre knappe Antwort: „Ich back für Euch nie wieder zu Weihnachten einen Stollen“.

Danach war sie für eine Zeit nicht ansprechbar, und ich ärgerte mich, diese dumme Bemerkung mit den Pyramiden gemacht zu haben. Denn die Frau war ein Phänomen. Mit über 90 noch im Büro. Sie hatte unendlich viel Geduld mit Anrufern, die ihr Herz ausschütten wollten, nur jemanden zum Zuhören brauchten. Mit Politik hatte das nichts zu tun. Oder Besucher im Büro. Bei uns ist immer Hochbetrieb. Mir fehlt die Zeit für lange Gespräche. Mudder Damian servierte einen Kaffee, nahm sich die Zeit. Sie war so etwas wie die gute Seele des Büros. Lachen mußte ich immer dann, wenn sie einen Anrufer hatte, der über das Alter klagte. Nach dem Motto: „Ich bin schon bald 80. Da wird das Leben schwer.“ Dann lief sie zur Hochform auf. „Ich bin 90 und arbeite noch jeden Tag. In meinem Alter hat man doch viel mehr Erfah-

rung als die jungen Leute. Wer eine Aufgabe zu erfüllen hat, der denkt gar nicht ans Alter“. Bei abendlichen Zusammenkünften bei unseren Kongressen war sie Chorleiterin, stimmte Dutzende deutscher Volkslieder an – und alle sangen begeistert mit. Als sie mit 93 starb, habe ich getrauert. Mudder Damian war für mich einer der wichtigsten Menschen im Leben – und ich denke, daß sie mir die Pyramiden aus dem Stollen mit viel Sukade, Rosinen und guter Butter verziehen hat.

Hexenjagd gegen eine Partei

Es gibt schon eine ganze Reihe von Knallköppen bei der AfD. Aber bei den anderen Parteien sieht das nicht besser aus. Sehe ich mir den linken Flügel der SPD und der Grünen an – dazu die Linke – dann denke ich mir: „In der AfD gibt es mehr vernünftige Frauen und Männer als bei anderen Parteien“. Ich bin nach wie vor CDU-Anhänger – aber ich empfinde es als in höchstem Maße unfair, wie gegen die AfD regelrechte Hetzjagden veranstaltet werden – bis hin zur wirtschaftlichen Vernichtung von Existenzen. Wie erbärmlich auch das Aussperren von politischen Ämtern. Präsidiumssitze im Bundestag und den Ausschüssen – die AfD wird ausgeschlossen. Die Linke – keinerlei Bedenken. Diener vor der Mauermörder-Nachfolgepartei. Warum kann die deutsche Politik es nicht ertragen, daß unser Parlament ein breites Spektrum von links nach rechts hat? In fast allen europäischen Staaten ist das normal. Ich kenne eine ganze Reihe von AfD-Mandatsträgern persönlich. Allesamt hochanständig. „Ich mag verdammen, was Du sagst, aber ich werde mein Leben dafür einsetzen, daß Du es sagen darfst.“ F.-M. Voltaire (1697-1778)

Der Hahn legt Eier

BILD lügt – jubelten die Linken, als ich von einem Hahn berichtete, der Eier legen kann. „Eine der typischen Lügengeschichten des Verdummungsblattes. Siegerist und BILD-Lügner. Und das nennt sich Journalismus, Märchenstunde.“

Pech für die Linken. Ich konnte Dr. Goethe anbieten. Chef des Ornithologischen Instituts in Wilhelmshaven. Vogelkundler. Es gibt tatsächlich Hähne, die Eier legen können. Sie sind zweigeschlechtlich. Dr. Goethe präsentierte meinem Fotografen solch ein Exemplar. Er sah aus wie ein perfekter Hahn, er krächte wie ein Hahn, achtete auf seine Hennen und legte Eier wie ein ganz normales Huhn. BILD lügt nicht. Ich kann mir das Urteil erlauben. Bei kaum einem anderen Blatt wird gründlicher recherchiert als bei BILD. Spiegel? Da habe ich meine eigenen Erfahrungen, daß der SPIEGEL lügen kann. Vor der Herausgabe meines ersten Buches „Willy Brandt – das Ende einer Legende“, da machte das Hamburger Blatt eine „Besprechung“ des Buches. Die Wahrheit – der SPIEGEL hatte keine einzige Zeile des Buches gelesen, phantasierte einfach drauflos, schrieb dicke Unwahrheiten. Nur – wer regt sich schon darüber auf, wenn linke Blätter es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen?

Für die SED war Scholz ein „nützlicher Idiot“

Er macht ein Gesicht als wenn er kein Wässerchen trüben kann – aber in Wirklichkeit hat er es faustdick hinter den Ohren. Der äußere Anschein eines Biedermannes soll seine abenteuerliche Vergangenheit verdecken. Jeder CDU- oder CSU-Politiker wäre damit von der vereinigten Linken und besonders der roten Medien-Mafia in das politische Aus getrieben worden. Auf ihn trifft es wirklich zu: Scholz ist ein roter Wolf im Schafspelz.

Seine Banken-Skandale haben den Steuerzahler Milliarden gekostet. Jede Mitschuld bestreitet er. Immer nur „die anderen“ waren es.

Klima-Hysterie. Auf Teufel komm raus. Explodierende Preise bei Gas und Benzin lassen ihn kalt. Planwirtschaft, Kontrolle, Regulierungen und Steuererhöhungen sind normal.

Selbst vor Enteignungen schreckt er nicht zurück. Der Bundeskanzler saß nur all zu gern mit der SED-Führung an einem Tisch und war angetan von deren verrückten Ideen. Von 1982 bis 1988 war er stellvertretender Bundesvorsitzender der Jusos und unterstützte fanatisch den marxistischen Stamokap-Flügel der Juso-Hochschulgruppen. Linker ging es nicht. Er schrieb Artikel über die „Überwindung der kapitalistischen Ökonomie“ und der „aggressiv imperialistischen Nato“. Eine dauerhafte Friedenssicherung hielt er nur dann für möglich, „wenn das kapitalistische Gesellschaftssystem vom Sozialismus abgelöst wird“.

Während Tausende von Gefangenen in den schlimmen DDR-Gefängnissen schmachteten, traf er sich zu Freundschaftsbesuchen mit der SED-Führung. Einsetzen für die Gefangenen? Pustekuchen. Für die SED-Führung war Scholz ein „nützlicher Idiot“ – nichts anderes.

Vielleicht bin ich zu altmodisch, aber für mich ist es nicht nachvollziehbar, wie ein erwachsener Mensch seine politische Meinung total ändern kann. Die Grundlagen der jeweiligen Weltanschauung werden doch unbestreitbar in der Jugend gelegt, und das bleibt in einem haften. Ich denke mit 75 Jahren jedenfalls politisch noch genau so wie mit 16 Jahren.

Als Vizekanzler unter Angela Merkel wurde Scholz politisch eingewaschen. Für mich bleibt er der rote Wolf im Schafspelz.

P.S. Wenn Sie alles über die schlimme Vergangenheit von Kanzler Scholz erfahren möchten – bestellen Sie bei den Deutschen Konservativen kostenlos die Enthüllungs-Broschüre „Olaf Scholz, der rote Wolf im Schafspelz“!

Das muß noch gesagt werden

Am Anfang standen nur knallharte Polit-Bücher, die zu heftigen Diskussionen, Konfrontationen, Prozessen führten. Nur allzu gern hätten die von Siegerist Attackierten die Bücher gestoppt. Willy Brandt an der Spitze. 250.000 Exemplare. Gründlich recherchiert. Sogar Brandts Halbbruder ließ sich interviewen. Ceausescu – Der rote Vampir, DGB-Chef Veters Nazi-Vergangenheit oder das Testament des Uwe Barschel. Aber mehr und mehr neigte Siegerist weichen Texten zu. Einen besseren Lehrmeister als HÖRZU-Chef Peter Bachér hätte es nicht geben können.



Dieses Buch ist mit einfühlsamer Feder geschrieben. Es bringt Freude, dieses Buch zu lesen.

Preis 19,90 Euro

184 Seiten, Gebunden

ISBN: 978-3-910087-25-5

Hier bestellen

WPR GmbH

Beethovenstraße 60

22083 Hamburg

Telefon: 040 – 298 10 390

Fax: 040 – 298 22 240

E-Mail: wprhamburg@aol.com

Ich kann den Mund nicht halten

Wenn er an seiner alten Schreibmaschine sitzt – dann bitte nicht stören. Eine zauberhafte Kurzgeschichte nach der anderen entsteht. Große Politik – aber auch die ganz, ganz kleinen Dinge des Alltags – immer dann wenn es zu Ende geht, dann erscheint ein neues Siegerist-Buch. Klare Worte in der Politik, aber auch reichlich Raum für bei Kindern belauschte Gespräche über Gott, von dem sie gern die Schuhgröße wüßten. Joachim Siegerist, konservativer Christ mit tiefer sozialer Prägung.



Alles in allem: Wunderbar zu lesen. Lesegefluß pur.

Preis 19,90 Euro

148 Seiten, Gebunden

ISBN: 978-3-910087-23-1

Hier bestellen:

WPR GmbH

Beethovenstraße 60

22083 Hamburg

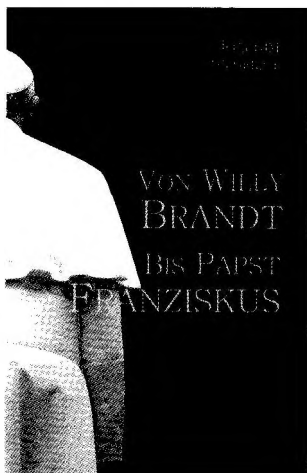
Telefon: 040 – 298 10 390

Fax: 040 – 298 22 240

E-Mail: wprhamburg@aol.com

Von Willy Brandt bis Papst Franziskus

Joachim Siegerist saß während seines abenteuerlichen Journalisten-Lebens mit Königen an einem Tisch. Er begleitete Präsidenten auf Reisen – und er verstand sich (wider Erwarten) prächtig mit dem ehemaligen SPD-Chef Hans-Jochen Vogel. Doch fragt man Siegerist: „Welche Person hat auf dich den größten Eindruck gemacht?“ dann kommt spontan die Antwort „Der



Papst. Von diesem Mann geht menschliche Wärme aus. Ich weiß, daß er theologisch – auch unter Katholiken – umstritten ist. Doch ich bin sicher, daß er ein guter Mensch ist“. Im Spätsommer 2018 begegnete Joachim Siegerist dem Papst bei einer kleinen Privat-Audienz in Riga.

Wie immer mit einfühlsamer Feder geschrieben. Lesefreude pur.

Preis 19,90 Euro

152 Seiten, Gebunden

ISBN: 978-3-910087-17-0

Hier bestellen:

WPR GmbH

Beethovenstraße 60

22083 Hamburg

Telefon: 040 – 298 10 390

Fax: 040 – 298 22 240

E-Mail: wprhamburg@aol.com

Was ich noch sagen wollte

Aus einer alten Backschüssel aus Ton ist ein Stück Nachkriegsgeschichte geworden. Wie kann man aus einer unscheinbaren Backschüssel deutsche Geschichte schreiben? Wer ist als junger Mann so verrückt, daß er den Job eines Regierungssprechers mit 27 Jahren ablehnt und damit auf einen Posten als Staatssekretär verzichtet, um seiner Berufung als Journalist treuzubleiben? Er wollte frei, unabhängig sein.



Wahrscheinlich war es der Rat seines Chefs, Verleger-Genies Axel Springer. Der hatte seinem jungen Journalisten Siegerist geraten: „Schreiben Sie, wie Sie sprechen.“

Es bringt Freude, dieses Buch zu lesen. Lesegenuß pur.

Preis 19,90 Euro

224 Seiten, Gebunden

ISBN: 978-3-910087-15-6

Hier bestellen:

WPR GmbH

Beethovenstraße 60

22083 Hamburg

Telefon: 040 – 298 10 390

Fax: 040 – 298 22 240

E-Mail: wprhamburg@aol.com



Konservative sind am sozialsten

Das Wort Langeweile existiert im abenteuerlichen Leben von Joachim Siegerist nicht. Selbst in seinem Beruf als Journalist findet sich wohl kaum ein Kollege, der ein ähnlich spannendes Berufsleben hatte. Gekrönte Häupter, Menschen aus der Gosse. Er berichtete über alle. Doch eines machte er völlig anders als die Berufskollegen: Er berichtete und unterhielt nicht nur. Er half mehr als 100.000 Menschen und behauptet: „Konservative sind am sozialsten“.

Dieses Buch ist mit einfühlsamer Feder geschrieben. Alles in allem: Lesegenuß pur.



Ein buntes Leben

Joachim Siegerist